

Denkmal

Magazin für Denkmalpflege in Österreich
Ausgabe 1/2020

heute

Villa Blumenthal

Interview mit dem
Eigentümer einer
kunterbunten
Villa in Bad Ischl



Der Schwemmkanal zwischen Kammersee und Toplitzsee
Jahresregenten: Beethoven, Loos, Hoffmann
Schulen der Nachkriegszeit
Mythos „Otto-Wagner-Grün“
Verschwundene Hotels und ihre Tafelkultur

9 Euro





Entgeltliche Einschaltung, Foto © Iris Ranzinger

 BIG

Neben über 30 zeitgenössischen Kunst & Bau-Projekten in ganz Österreich steht BIG ART auch für viele restaurierte Bestandskunstobjekte, wie hier das barocke Figurentheater „Theatrum Sacrum“ im ehemaligen Ursulinenkloster in Wien. In enger Abstimmung mit dem Bundesdenkmalamt werden die 41 Nischen dieses weltweit einzigartigen denkmalgeschützten Heiligenzyklus aus dem Spätbarock schrittweise restauriert und somit für die Nachwelt erhalten. Fertig sind bereits etwa der Hl. Stanislaus Kostka.

Die Kunstinitiative der
Bundesimmobiliengesellschaft

BIG ART

www.big-art.at/Bestandskunst

Editorial

Mag. Martin Böhm

Präsident der Österreichischen Gesellschaft
der Denkmalfreunde

Denkmal heute – herausgegeben von der Österreichischen Gesellschaft der Denkmalfreunde – wendet sich an eine breite, kulturell interessierte Öffentlichkeit. Das Magazin hat seit Beginn der Herausgabe von Lesern, Inserenten und Partnern viel Zuspruch erfahren. Das positive Echo und die stetig steigende Zahl der Abonnenten zeigen, dass es gelungen ist, für den Gedanken des Denkmalschutzes in Österreich zu werben und das Bewusstsein für die Notwendigkeit denkmalpflegerischer Tätigkeit zu stärken.

Noch nie hat sich jedoch zwischen zwei Ausgaben dieses Magazins so viel verändert wie aktuell: Einerseits das neue Design und Konzept mit kreativem Naming der Themenfelder wie „Hinter den Kulissen“, „Grenzenlos – Gespräche mit den Nachbarn“, „Bedeutung Belanglosigkeit“ oder „Marginal Sakral“, erstellt durch das innovative Redaktionsteam. Andererseits die durch COVID-19 bedingte Anforderung, auch für denkmalgeschützte Einrichtungen zukunftsorientierte Lösungen für die kontaktfreie und digitale Begegnung zu finden. Das Bundesdenkmalamt hat sich darauf visionär schon vorbereitet. Digitalisierung und historische Handwerkstechniken werden in Österreich am Tag des Denkmals am 27. September im Mittelpunkt stehen. Alle Veranstaltungsorte und die Programmpunkte unter dem diesjährigen Motto „bauen und bilden“ sind erstmals in einer digitalen und interaktiven Landkarte online auf der Website des Bundesdenkmalamts zu finden. Auch das Fotoarchiv wird gerade durch Digitalisierung öffentlich zugänglich gemacht. Mittels Virtual Reality können sich künftig Besucherinnen und Besucher – von zu Hause aus – durch die einst riesigen Abbauhallen im Inneren des Salzbergs in Hallstadt bewegen.

Freuen Sie sich auf spannende neue Erlebnisse rund um die Zukunft des Denkmalschutzes in Österreich. Es gibt viele Wege, sich für das historische Erbe unseres Landes zu engagieren, mit Ihrer Unterstützung können wir noch mehr erreichen!

Diese Ausgabe von **Denkmal heute** ist unter gänzlich anderen Bedingungen entstanden. Der Auftraggeber – die Österreichische Gesellschaft der Denkmalfreunde mit ihrem Präsidenten Mag. Martin Böhm – brachte das Grafikstudio Corsaro ins Spiel, das mit einem farbenfrohen Facelifting überzeugte. Der neue Präsident des Bundesdenkmalamtes, Dr. Christoph Bazil, hat die Bedeutung des Mediums von Anfang an erkannt und unterstützt. Überzeugt sollen im besten Fall Sie sein: als Leser, als Eigentümer eines Denkmals, als Restaurator oder als Liebhaber von Hintergrundgeschichten rund um den Denkmalschutz in Österreich.

Obwohl wegen der Corona-Krise auf den elektronischen Kommunikationsweg reduziert, ist es uns als Redaktionsteam gelungen, diese Ausgabe rechtzeitig fertigzustellen. Dafür bedanke ich mich bei allen Autorinnen und Autoren, die aus ihrer Perspektive als Historiker, Archäologen, Fotografen, Referenten oder Eigentümer berichten, ebenso wie bei Florian Leitner, der einen kleinen Teil des Archivs hier wunderbar in Szene setzt. Nicht zuletzt ist das Gelingen dieser Ausgabe Christiane Beisl zu verdanken, die sich mit großer Freude und professioneller Organisationsgabe dieser Agenda widmete.

Die **Denkmal menschen** sollen wieder stärker ins Zentrum rücken – hier etwa der neue Eigentümer der Villa Blumenthal in Bad Ischl, Alexander de Goederen, oder Heribert Weinzettel, Mitarbeiter des Bundesdenkmalamtes. **Denkmal pflege** widmet sich unter anderem einem Stuhl, dem Letzten seiner Art. In die Farbe Grün haben wir uns im Frühjahr verliebt, sei es nun das „Otto-Wagner-Grün“ oder jenes eines Schwemmkanales im Ausseerland. Die Rubrik **Denkmal kinder** ist eine wichtige Weichenstellung für die Zukunft, bewandelt von Denkmalhund Emil. In Sachen **Denkmal kultur** möchten wir Appetit machen auf Themen, die uns Menschen der Denkmalpflege bewegen: Feste, Religion, das Fotoarchiv, vergangene Tafelkultur und traditionelles Handwerk. Kunst und Kultur als Lebensmittel und Lebensmittelpunkt!

Annette Ahrens

Chefredakteurin



06

Denkmal **p**flege

Serie

06 **Denkmale des Monats**

Œuvre in Blau und Grün, Beethovenhaus Baden und X zum Quadrat

Kunst und Naturwissenschaften

14 **Der Mythos vom „Otto-Wagner-Grün“**

Das Bundesdenkmalamt erforscht die naturwissenschaftlichen Hintergründe des „Grüns“ von Otto Wagner.

Technische Denkmale

18 **Der Schwemmkanal zwischen Kammer- und Toplitzsee**

Eines der ältesten technischen Denkmale Österreichs als wichtige Pipeline im steirischen Salzkammergut.

Bewegliche Denkmale

22 **Der Letzte seiner Art!**

Ein Sessel aus dem Rauchzimmer von Schloss Hernstein.

Archäologisch

24 **Der Magdalensberg – Begegnungen zwischen den Zeiten**

Keltische Besiedlung auf dem Gipfel des Magdalensberges.

Denkmal **m**enschen

Menschen im Denkmal

28 **Villa Blumenthal**

Martin Haidinger spricht mit dem Musikverleger und Eigentümer der fantastischen Villa Blumenthal Alexander de Goederen in Bad Ischl.

Hinter den Kulissen

34 **Heribert Weinzettl – Haustechniker, Telefonzentrale und Eventmanager**

Zwischen Handwerk und Denkmalpflege: Der Hüter der Instandhaltung im Bundesdenkmalamt.

Politik

36 **Andrea Mayer – die Staatssekretärin**

Interview mit der neuen Staatssekretärin für Kunst und Kultur.

Grenzenlos

38 **Gespräche mit unseren Nachbarn: Slowenien**

Der Kärntner Landeskonservator Gorazd Živkovič spricht mit dem Generalkonservator von Slowenien Robert Peskar.

Denkmal **k**inder

Denkmalhund Emil

42 **Ein Schleier für Klosterneuburg**

Denkmalhund Emil entdeckt das Stift Klosterneuburg.



42

Denkmal **k**ultur

Jahresregenten

48 **„Ein künstlerischer Beitrag zum Festefeiern“**

Was verbindet die Jahresregenten Ludwig van Beethoven, Josef Hoffmann und Adolf Loos?

Bedeutsame Belanglosigkeit?

52 **Meine Mayergasse**

Andreas Lehne erzählt über auffällig Unauffälliges in der Leopoldstädter Gasse.

Marginal Sakral

54 **Von der Marginalisierung zur Aufhebung der religiösen Kunst?**

Eine Provokation in der Corona-Krise.

Fotoarchiv

58 **denk mal GESTERN: Denkmal heute**

Der Hauptplatz in Wagrain 1922 und 2018.

Welterbe

60 **Hallstadt – Weltkulturerbe im Untergrund**

Prähistorische Funde, Bronzezeitkino und Virtual Reality im Inneren des Salzbergs.

Alltagskultur

64 **Verschwundene Wiener Hotels und ihre Tafelkultur – ein Beispiel**

Die Kunst des Tafelns, des Tischdeckens und der damit verbundenen Gastronomie in Wien in den großen Ringstraßenhotels um 1900.

Denkmal diskursiv

68 **Schulen der Nachkriegszeit**

Denkmale pädagogisch durchdachter Gebäudekonzepte nach 1945 zwischen Alltag, Bewunderung und Verlust.

Traditionelles Handwerk

72 **Vom Beschleifen und Patschokieren: Verborgenes Wissen in den Kaminen**

Maria Walcher und Heidrun Bichler-Ripfel über das traditionelle Handwerk des Rauchfangkehrers.

Kulturgespräche

76 **Sammeln in Zeiten der Corona-Krise – Alltag und Gedächtnis**

Das Wien Museum sammelt auf digitalem Weg Fotos von Dingen des Corona-Alltags.

Denkmal **f**reunde

Denkmalfreunde unterwegs

80 **Die Gipsmodellsammlung in der Wiener Hofburg**

Aktivitäten der Gesellschaft der Denkmalfreunde.



38



72



64



54

Denkmal **s**tandards

03 Editorial

82 Impressum und Vorschau

Denkmal pflege



Badehaus Metnitzstrand in Klagenfurt © BDA, Foto: Petra Laubenstein

Die Abteilungen des Bundesdenkmalamtes stellen auf der Website im monatlichen Wechsel ein „Denkmal des Monats“ vor – das ist ein erfolgreich abgeschlossenes Projekt in der Baudenkmalpflege oder ein besonderes Denkmal. In der Reihe „Denkmale des Monats“ bittet nun auch **Denkmal heute** jeweils drei Baudenkmale vor den Vorhang. Diesmal präsentiert uns Geraldine Klever die wunderbare Wörthersee-Architektur, Astrid Mang beschreibt das Beethovenhaus in der Kaiserstadt Baden und Stefan Weber berichtet über das Projekt Seelsorgezentrum Ennsleite in Steyr ... und das zum Quadrat.



Denkmale des Monats





Sekirn am Wörthersee, ehemalige Villa Mahler, Foto: Heimo Kramer

Denkmale des Monats

Œuvre in Blau und Grün

Geraldine Klever

Musik, Kunst und Architektur am Wörthersee

Die Kulturlandschaft rund um Kärntens größten und prominentesten See, den Wörthersee, inspiriert seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hier ansässige wie auch „zugereiste“ Kulturschaffende.

„Hier – ja hier ist es allerliebste, See, Wald, drüber blauer Berge Bogen, schimmernd weiß in reinem Schnee“, schrieb etwa Johannes Brahms am 29. Juni 1877 an seinen Freund Theodor Billroth. Für seine drei Sommer in Kärnten (1877–1879)



Krumpendorf am Wörthersee, Atelier Inge Vavra © BDA, Foto: Petra Laubenstein



Pörtschach am Wörthersee, Werzerbad, Foto: Manfred Schenk

wählte der Komponist das bereits damals „fashionable“ Nordufer. In Pörtschach schuf Brahms eine Vielzahl von Werken, darunter seine 2. Symphonie und das Violinkonzert op. 77. In den vergangenen Jahren bemühte sich die örtliche Johannes-Brahms-Gesellschaft vergebens um den Erhalt des „Weißen Rössl“. In dem Stammhaus der Familie Werzer pflegte der Komponist zu speisen. Heute erinnert einzig noch eine Büste aus der Hand von Bertha Kupelwieser, geborene Wittgenstein, im Schloss Leonstein an den mehrjährigen Aufenthalt des Komponisten in Pörtschach.

Am Südufer des Sees hatten zwei andere Komponisten ihre Sommervillen. Unter Denkmalschutz steht derzeit nur das 1932 von Alban und Helene Berg ersteigerte „Waldhaus“ in Auen. Bis zum frühen Tod Alban Bergs 1935 war das im romantisch-alpinen Heimatstil errichtete Landhaus dessen ständiger Wohnsitz. Hier arbeitete Berg an der Oper „Lulu“ und an seinem „Dem Andenken eines Engels“ gewidmeten Violinkonzert. Im Gegensatz zu Alban Berg konnten Gustav Mahler und seine Gattin Alma ihre Seevilla in Sekirn nur im Sommer nutzen, wenn der „Ferienkomponist“ von seinem Beruf als Hofoperndirektor und Dirigent freigespielt war. In seinem „Study“ mitten im Wald oberhalb von Maiernigg entstanden ab 1900 wesentliche Teile seiner Liederzyklen und Symphonien. Nach dem Tod der erstgeborenen Tochter Anna 1907 war der Familie der Wörthersee verleidet; das Anwesen wurde veräußert. Während sich die Mahler-Villa heute in Privatbesitz befindet, sind das Komponierhäuschen Gustav

Mahlers wie auch das Waldhaus Alban Bergs während der Sommermonate zeitweise öffentlich zugänglich.

Auch Kärntner Maler des 19. Jahrhunderts wie Markus Pernhart fanden in der Landschaft des Wörthersees mit den spiegelnden Wasser- und Eisflächen, Barken, pittoresken Bauten, Bergen und Wolken ein Lebensthema. Theorien und Stile wandelten sich, das Sujet des Wörthersees blieb bis in das 20. und 21. Jahrhundert hinein ein lohnendes. Der Bogen spannt sich von den an der Naturvorlage orientierten, pastos bis lasierend ausgeführten Ölbildern eines Herbert Boeckl oder Arnold Clementschitsch bis zu den „Naturabstraktionen“ Peter Krawagnas. Letzterer hat sich – wie auch die Grafikerin und Konzeptkünstlerin Inge Vavra – in Krumpendorf ein Atelier planen lassen. Als schwebende Holzkonstruktionen ausgebildet, zitieren diese Künstlerdomizile die Boots- und Badehäuser der Sommerfrische-Ära, die, wie beispielsweise das Werzerbad, der Kulturlandschaft des Wörthersees bis heute ihr charakteristisches Gepräge verleihen.

[Mag. Geraldine Klever ist Mitarbeiterin der Abteilung für Kärnten im Bundesdenkmalamt.](#)

Wörthersee

Beethovenhaus Baden

Astrid Mang

Passion für die Kaiserstadt – Passion im „Haus der Neunten“

Ludwig van Beethoven verbrachte sehr viel Zeit in Baden bei Wien. Zumindest 13 Sommer kam er zur Kur in die berühmte historische Kurstadt. Dort war es damals üblich, die eigenen vier Wände an die gehobene Schicht aus Wien zu vermieten und selbst in Dachkammern oder auswärts auszuweichen.

Der Komponist, der als sehr unruhig und ungeniert bekannt war, musste sich oftmals eine neue Unterkunft suchen. Die Sommermonate der Jahre 1821, 1822 und 1823 wohnte Beethoven im ersten Stock des im westlichen Teil des Stadtzentrums gelegenen Hauses Rathausgasse Nr. 10, heute unter dem Namen „Beethovenhaus“ bekannt. In dieser Zeit schrieb der Komponist wesentliche Teile seiner 9. Symphonie; das Hauptthema ihres weltberühmten letzten Satzes wurde von der Europäischen Union zur Europahymne erkoren. Seine zur Straßenseite hin gelegene Wohnung blieb bis heute praktisch unverändert erhalten. Sie gliedert sich in einen Vorraum, ein Schlaf- und ein Arbeitszimmer, die noch die originale Wand-, Decken- und Bodengestaltung sowie die authentischen Kastenfenster aufweisen. Mangelte es ihm an Papier, hatte der Komponist die Angewohnheit, seine Gedanken und Ideen auf die Fensterläden zu schreiben. Im Jahr 1823 musste er diese auf seine Kosten ersetzen; das war die Bedingung des Hausherrn für einen neuerlichen Aufenthalt. Die beschrifteten Fensterläden wurden zwischenzeitlich brettweise als Beethoven-Memoiren verkauft.



Hypothetische Rekonstruktion der Möblage zur Zeit Beethovens. Die Malereien wurden bei der Sanierung des Hauses unter zahlreichen Farbschichten vorgefunden und restauriert. Es handelt sich vermutlich um den einzigen Raum, der nachweislich von Beethoven bewohnt wurde und in der Fassung, die er einst gesehen hat, zu erleben ist. © Stadt Baden, Foto: Christian Schörg

Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert ist das Beethovenhaus beliebtes Fotomotiv. Die Aufnahmen, die meist datiert dokumentiert sind, zeigen die Fassade und die Dachdeckung in wechselndem Zustand zwischen unterschiedlichen Adaptierungsphasen. Die älteste fotografische Darstellung des Hauses aus dem Jahr 1894 stammt von Albrecht Leidinger. Im 20. Jahrhundert wurde das Beethovenhaus konstant bevorzugt aus Südwesten abgebildet. Grund war der perfekte Blickwinkel auf beide Hauptfassaden.

Im Oktober 2012 begann die Instandsetzung des Hauses, indem der schadhafte Putz entfernt und das Mauerwerk in den Erdgeschoßräumen freigelegt wurde. Im Sommer 2013 erfolgte die Restaurierung der Fassaden. Parallel wurden archäologische Untersuchungen durchgeführt und ein Baualtersplan erstellt. Überraschenderweise trat unter späteren Farbschichten die schmucke Originalausmalung des Wohnzimmers zutage; sie konnte schließlich vollständig freigelegt werden.

Seit Herbst 2014 beherbergt das Haus ein Museum rund um den Komponisten Ludwig van Beethoven. Die Wohnräume im Biedermeierstil geben mit zahlreichen Originalen umfassende Einblicke in Leben, Umfeld und vor allem musikalisches Schaffen Beethovens. Im Erd- und Untergeschoß wird seine Musik mittels Projektoren zum Leben erweckt und mit verschiedenen Sinnen erfahrbar gemacht. In einem Raum liegt der Fokus einzig auf dem weltberühmten vierten Satz der 9. Symphonie.



Auf den Notenständern werden die zahlreichen Krankheitszustände des Komponisten erklärt bzw. anhand von Zitaten aus Tagebucheinträgen und Briefen belegt. © Stadt Baden, Foto: Christian Schörg



Beethovenhaus Baden 2019, Außenansicht
© Beethovenhaus Baden, Foto: Romana Fürnkranz

2020 wird der 250. Geburtstag von Ludwig van Beethoven gefeiert. Aus diesem besonderen Anlass sind in der Kaiserstadt zahlreiche Veranstaltungen geplant. Badens wohl berühmtester Kurgast soll mit Lesungen, Führungen, Wanderungen und vielem mehr geehrt werden. Prunkstück der Dauerausstellung im Beethovenhaus ist ein Hammerklavier des renommierten Klavierbauers Conrad Graf, auf dem Beethoven einst nachweislich als Gast der Badener Familie Perger spielte. Das Instrument wurde 2019 im Vorfeld des Jubeljahres in enger Begleitung durch das Bundesdenkmalamt restauriert und wieder spielbar gemacht. Durch die behutsame Ergänzung mit historischen Materialien wurde der Originalton möglichst wiederhergestellt. Das ist wohl das schönste Geschenk, das man einem Komponisten zum Geburtstag machen kann!

Mag. Astrid Mang ist Mitarbeiterin in der Abteilung für Niederösterreich im Bundesdenkmalamt.



X-förmige Stützen aus schalrein belassenem Beton © BDA, Foto: Irene Hofer

Denkmale des Monats

X zum Quadrat

Stefan Weber

Das Seelsorgezentrum Steyr-Ennsleite

Die geplante Neustrukturierung des Seelsorgezentrums Ennsleite in Steyr machte es 2019 notwendig, den genauen Umfang des bestehenden Denkmalschutzes von Kirche und Pfarrhof zu klären. Dabei wurde einmal mehr die bedeutende Stellung der Anlage in der österreichischen Architekturgeschichte offensichtlich.

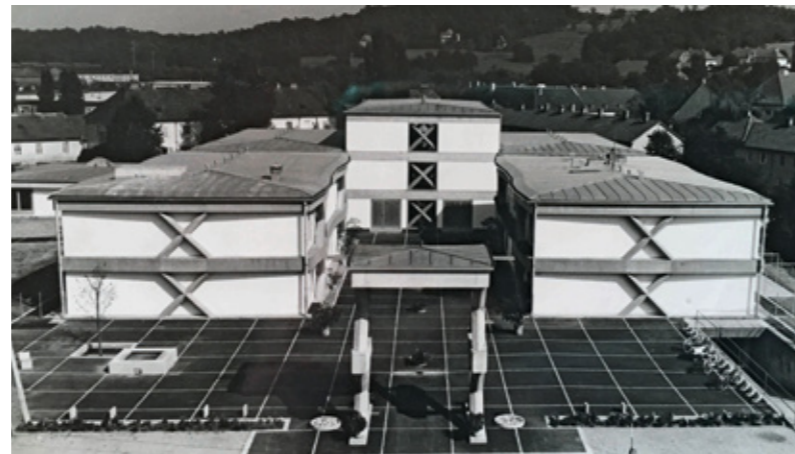
Das starke Wachstum des Steyrer Arbeiterbezirks Ennsleite brachte 1958 den Bedarf an einer Kirche samt Seelsorgezentrum mit sich. Aus zwei Entwürfen fiel die Wahl auf das Projekt Johann Georg Gsteus, der mit der Arbeitsgruppe 4 (Wilhelm Holzbauer, Friedrich Kurrent und Johannes Spalt) ehemalige Studienkollegen hinzuzog. Gsteu und die Arbeitsgruppe 4 standen damals am Beginn ihrer Karriere – heute zählen sie zu den wichtigsten Vertretern der österreichischen Nachkriegsmoderne. Ihr Entwurf für das Seelsorgezentrum setzte sich stark vom traditionsgeprägten Kirchenbau dieser Jahre ab. Stattdessen griffen sie aktuelle Strömungen aus Westeuropa und den USA auf. Prägenden Eindruck hatte der amerikanische Architekt Konrad Wachsmann auf sie hinterlassen. Bei der Internationalen Sommerakademie 1956 und 1957 in Salzburg lehrte er eine strenge Systematik, die den Fokus vom Endprodukt auf die Analyse der Grundlagen und der Konstruktion verschob. „Industrielle

Produktion, modulare Vorfabrikation“ und „wiederholbare Strukturen auf Grundlage komplexer Maßsysteme“ sollten die Basis des Bauens bilden.

Die Anlage ist weitgehend symmetrisch gegliedert: Das Tor mit Glockenträger im Westen markiert Eingang und Mittelachse. Auf einen Vorplatz folgen der Pfarrhof und der Pfarrsaal (1958–1961), den man vorübergehend für Gottesdienste nutzte. Gemeinsam mit der dahinter gelegenen Kirche, die erst 1968 bis 1970 ausgeführt wurde, umfassen sie einen schmalen Vorhof. Im Norden schließt die Wochentagskapelle samt Sakristei an. Hinter der Kirche war ein Kindergarten geplant, der jedoch kurzfristig aus dem Projekt gestrichen wurde.

Die Anlage entstand auf Basis eines Grundrissrasters, der auch in der Pflasterung sichtbar ist. Die Architekten beschrieben es folgendermaßen: „Dem gesamten Entwurf liegt ein Maßsystem von 62,5 cm - 125 cm - 250 cm usw. zugrunde.

Ansicht Gesamtanlage 1970 © Pfarrarchiv Steyr-Ennsleite



Die einzelnen Baukörper haben ein Grundrißausmaß von 12,50 X 25 m.“ Dieses System bestimmt sämtliche Maße bis hin zur kleinsten Einheit über 12,5 Zentimeter, die bei der Breite der Schalungsbretter oder der Stärke der Wände wiederzufinden ist. Die Grundlage bildeten dabei Standardmaße der Industrie. Die Architekten waren jedoch der Baupraxis ihrer Zeit voraus: Lediglich die Wandelemente aus Holzbeton waren als Fertigteile verfügbar, die Rippendecken mussten anfangs noch händisch in Ortbeton ausgeführt werden.

Insbesondere das Kirchengebäude ist das Ergebnis der Reformbestrebungen der katholischen Kirche im Zuge des Zweiten Vatikanischen Konzils. Die nüchterne Gestaltung läutete eine Entmystifizierung des Kirchenraums ein. Der Eindruck wird von dem schalrein belassenen Beton der X-förmigen Stützen und der Rippendecken bestimmt. Der Boden besteht aus schwarzem Gussasphalt, in dem die Rasterlinien des Außenraums weitergeführt wurden. Das Holzmobiliar aus Esche in klaren rechtwinkligen Formen stellt die Schraubverbindungen offen aus. Im Kontrast dazu stehen die Marmorzylinder des Taufbeckens und der Weihwasserstelen. In den Nebengebäuden schaffen Steingutfliesen und Sperrholz-Vertäfelungen eine schlichte Behaglichkeit.

Die Reduktion und die Wiederkehr der Formen und Farben tragen wesentlich zu dem Eindruck der Einheitlichkeit und Geschlossenheit bei. Diese „arme Ästhetik“ der einfachen Materialien und Oberflächen signalisiert nicht nur Bescheidenheit, sondern auch die Bestimmung von St. Josef als Arbeiterkirche.

Die baulichen Veränderungen seit der Weihe 1970 beschränken sich bis heute im Wesentlichen auf Reparaturen und Adaptionen des Pfarrsaals. Mit der Anwendung eines strengen Maß- und Modulsystems und der sichtbaren Trennung zwischen tragenden und ausfachenden Elementen ist das Seelsorgezentrum Ennsleite eine der ersten realisierten Umsetzungen einer internationalen Moderne in Österreich. Der überall spürbare Sinn fürs Detail macht es zu einer sinnlichen Erfahrung.

[Mag. Stefan Weber ist Mitarbeiter in der Abteilung Oberösterreich im Bundesdenkmalamt.](#)

Innenansicht der Kirche © BDA, Foto: Irene Hofer





Eingang der Station Rossauer Lände
© BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Kunst und Naturwissenschaften

Der Mythos vom „Otto-Wagner-Grün“

Robert Linke

Das Bundesdenkmalamt beschäftigt nicht nur Expertinnen und Experten der Bereiche Archäologie, Recht, Architektur, Kunstgeschichte und Restauration. Mit der Erforschung unseres Denkmalbestandes befasst sich auch ein hauseigenes Naturwissenschaftliches Labor. Erhellende Einblicke in die Arbeit bietet die Renovierung der Wiener Stadtbahn.

Otto Wagners Bauten prägen durch ihren mit Funktionalität gepaarten hohen ästhetischen Anspruch das Wiener Stadtbild bis in die Gegenwart. Zu Wagners Schlüsselwerken zählt die zwischen 1898 und 1901 fertig gestellte Wiener Stadtbahn, deren viele dekorative Details die gesamte Anlage zu einer Ikone des Wiener Jugendstils erheben. Die einheitliche Formensprache schuf einen hohen Wiedererkennungswert; heute würde man dafür vielleicht den Begriff „Corporate Identity“



Station Hernalds mit Türen und Fenstern im rekonstruierten historischen Erscheinungsbild © BDA, Foto: Robert Linke



Eingangsbereich der Station Gersthof im rekonstruierten historischen Erscheinungsbild © BDA, Foto: Robert Linke



Typische Sonnenblumen © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Sonnenblumen vor und nach der Restaurierung
© BDA, Foto: Robert Linke

verwenden. Neben den bekannten „Sonnenblumen“ scheint auch der einheitliche hellgrüne Farbton der Zier- und Konstruktionselemente ein charakteristisches Merkmal von Otto Wagners Entwürfen zu sein. Doch der Schein trügt!

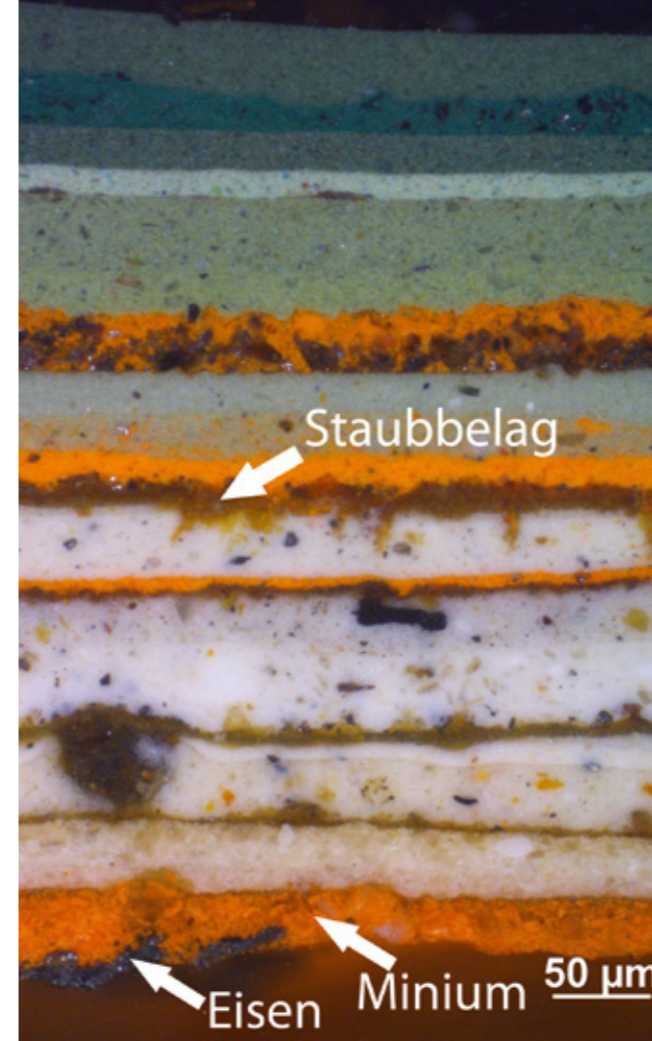
Anlässlich seines 100. Todestages 2018 wurden in den vergangenen Jahren zahlreiche Stationen der ehemaligen Wiener Stadtbahn renoviert. Das Bundesdenkmalamt (BDA) begleitete die Arbeiten an den unter Denkmalschutz stehenden Bauwerken und Gleisanlagen: Dabei standen neben denkmalverträglichen Lösungen für Barrierefreiheit und Nutzungssicherheit auch technologische Untersuchungen zum erbauungszeitlichen Erscheinungsbild im Fokus des Projekts. Durchgeführt vom Naturwissenschaftlichen Labor des BDA, das auf Untersuchungen im Bereich der Baudenkmalpflege spezialisiert ist, ergaben diese Analysen, dass die Metalloberflächen der Stadtbahnstationen und Brücken in ihrer Entstehungszeit in einem gebrochenen weißen Farbton gefasst waren und diese Farbgebung bis in die Zwischenkriegszeit fortgesetzt wurde. Dieser Befund deckt sich auch mit den zeitgenössischen Quellen, die teilweise detaillierte Beschreibungen der Oberflächengestaltungen und der verwendeten Materialien enthalten. Die umgangssprachlich

Welcher Farbton ist original?

als „Otto-Wagner-Grün“ oder „Stadtbahngrün“ bezeichnete Farbgebung fand dagegen offensichtlich erst nach dem Zweiten Weltkrieg ohne jeden historischen Bezug Verwendung. Tatsächlich handelt es sich bei diesem „Resedagrün“ um einen Farbton, wie er vorwiegend in den 1950er- bis 1970er-Jahren für Maschinenanstriche zum Einsatz kam. Der Grund für die Änderung des Farbkonzepts ist nicht überliefert.

Neben den hell gefassten Metallelementen zeigten, wie Untersuchungen ergaben, auch die Holzoberflächen eine zum heutigen Erscheinungsbild vollkommen konträre entstehungszeitliche Farbgebung. Die heute grün gehaltenen Fensterrahmen, Vertäfelungen und Türen hatten ursprünglich einen braunen Holzimitationsanstrich („Maserierung“). Otto Wagner stellte bewusst die technische Funktion seiner Bauwerke in Bezug zur Formensprache, wobei die Sichtbarkeit des Baumaterials bei seinen Entwürfen eine große Rolle spielte.

Auch wenn diese Erkenntnisse keinen Einfluss auf das Restaurierziel hatten, geben sie doch nicht uninteressante Einblicke in die Wiener Stadtentwicklungsgeschichte. Das Beispiel zeigt sehr schön, wie schnell Sehgewohnheiten übernommen und bei unkritischer Betrachtung als historische Tatsachen interpretiert werden. So hat sich auch die grüne Farbgebung mittlerweile als Erkennungsmerkmal der ehemaligen Wiener Stadtbahn etabliert und ist damit



Querschliff der Farbprobe einer „Sonnenblume“: Die untersten Schichten zeigen vier hellbeige bis hellgraue Farbfassungen, teilweise auf roten Rostschutzgrundierungen. Die grünen Fassungen folgen darauf.
© BDA, Foto: Robert Linke

selbst Teil seiner Geschichte geworden. Eine Rückführung auf den ursprünglichen Entwurf Otto Wagners würde den gewachsenen Zustand und die derzeit bestehende einheitliche Identität der gesamten Anlage stören. Vereinzelt wurden jedoch – in Absprache mit dem BDA und sozusagen als Sichtfenster in die Vergangenheit – die Stationen Gersthof, Hernals und Ottakring in Annäherung an ihr bauzeitliches Erscheinungsbild rekonstruiert.

Um bei der Wiener Bevölkerung und den vielen Fahrgästen ein Bewusstsein für die historische Bedeutung der gesamten Anlage als kulturelles Erbe zu vermitteln, wurden in Zusammenarbeit von Wiener Linien, Wien Museum und BDA an den bereits sanierten Stationen der ehemaligen Gürtellinie Informationstafeln mit einem kurzen Text zur Baugeschichte angebracht, die die Objekte als „Verkehrsdenkmal“ ausweisen.

Dr. Robert Linke ist Leiter des Naturwissenschaftlichen Labors im Bundesdenkmalamt.



Histolith®

BAUDENKMALPFLEGE



Das Komplettprogramm für die Baudenkmalpflege – mit über 100 Jahren Erfahrung.

- Kalkfarben
- Silikatfarben
- Leimfarbe
- Emulsionsfarbe
- NHL-Putze
- Trass-Kalkputze
- Leinölfarbe
- Ergänzungsprodukte





Der von Felswänden eingeschlossene Kammersee mit dem östlich oberhalb liegenden Traunursprung © BDA, Foto: Stephan Bstielier

Technische Denkmale

Der Schwemmkanal

zwischen Kammer- und Toplitzsee

Stephan Bstielier

Was heute die Pipelines, waren vor Jahrhunderten die Schwemmanlagen: Sie dienten dazu, den wichtigsten Rohstoff damals, das Holz, zu befördern. Die Schwemmanlage am Kammersee im steirischen Salzkammergut ist eines der ältesten technischen Denkmale Österreichs.

In der obersteirischen Gemeinde Grundlsee befindet sich eine der ältesten technischen Anlagen der Holzbringung in Österreich. Bis zur Einführung der Kohlefeuerung in den Sudhäusern im 19. Jahrhundert war die Leistungsfähigkeit der Forstwirtschaft ein maßgeblicher Faktor für die Salzproduktion der Salinen im Salzkammergut: Es konnte nur so viel Salz erzeugt werden, wie Brennmaterial vorhanden war. Ließen sich die notwendigen Holz mengen nicht liefern, musste die Salzerzeugung gedrosselt oder gar eingestellt werden, was ein Versiegen dieser wichtigen landesfürstlichen Einnahmequelle bedeutet hätte. Alleine in Hallstatt wurden am Höhepunkt der dortigen Salzproduktion gegen Ende des 16. Jahrhunderts jährlich an rund 260 Siedetagen etwa 88 000 Raummeter Holz verfeuert. Zudem diente der Rohstoff in allen Bereichen des menschlichen Lebens und Arbeitens als Bau-, Werk- und Brennmaterial. Es bedurfte daher einer hoch entwickelten und organisierten Forstwirtschaft, um den erforderlichen Nachschub sicherzustellen.

Günstige Voraussetzungen für das Triftwesen

Im steirischen Salzkammergut hatten die Schlägerung und den Holztransport etwa 16 Holzmeister über. Diese privaten Unternehmer waren Bauern, die selbst Holz knechte aufnahmen und mit ihnen die Arbeiten durchführten. Im Herbst nach der bäuerlichen Ernteperiode wurde das Holz geschlägert und aufgearbeitet, im Winter ins Tal zu den Triftgewässern befördert, um es während der Schneeschmelze auf den Seen, Bächen und Flüssen bis zu den Sudpfannen nach Aussee zu triften. Die Voraussetzungen für die Entwicklung des Triftwesens im steirischen Salzkammergut waren sehr günstig. Das weite, walddreiche Ausseer Becken verfügt mit dem Altausseer See, dem Toplitz- und dem Grundlsee über natürliche Staubecken für Triftwasser. Östlich des Toplitzsees liegt zudem der von steilen Felswänden umschlossene Kammersee; oberhalb und östlich davon entspringt die Traun. Ein kleiner Felsrücken zwischen Toplitz- und Kammersee, Roteck genannt,

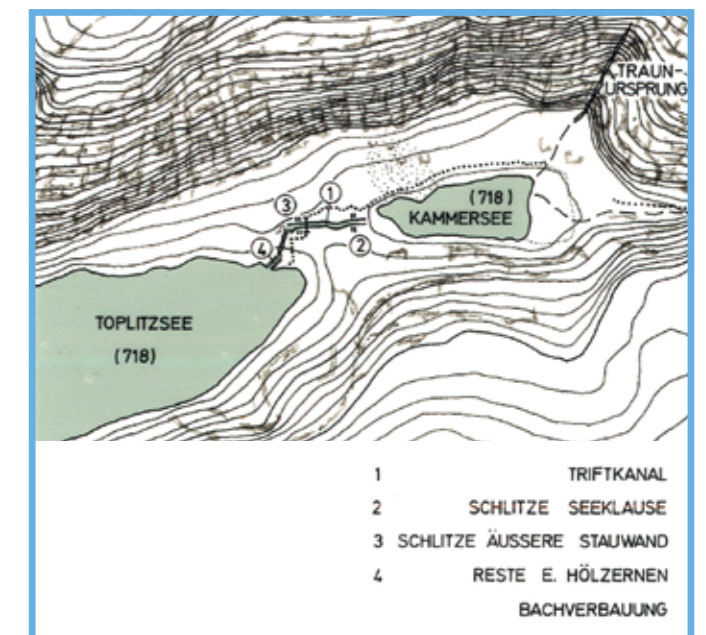


Felsausnehmungen, in denen ursprünglich die hölzernen Stauwände des Triftkanals befestigt waren © BDA, Foto: Stephan Bstielier

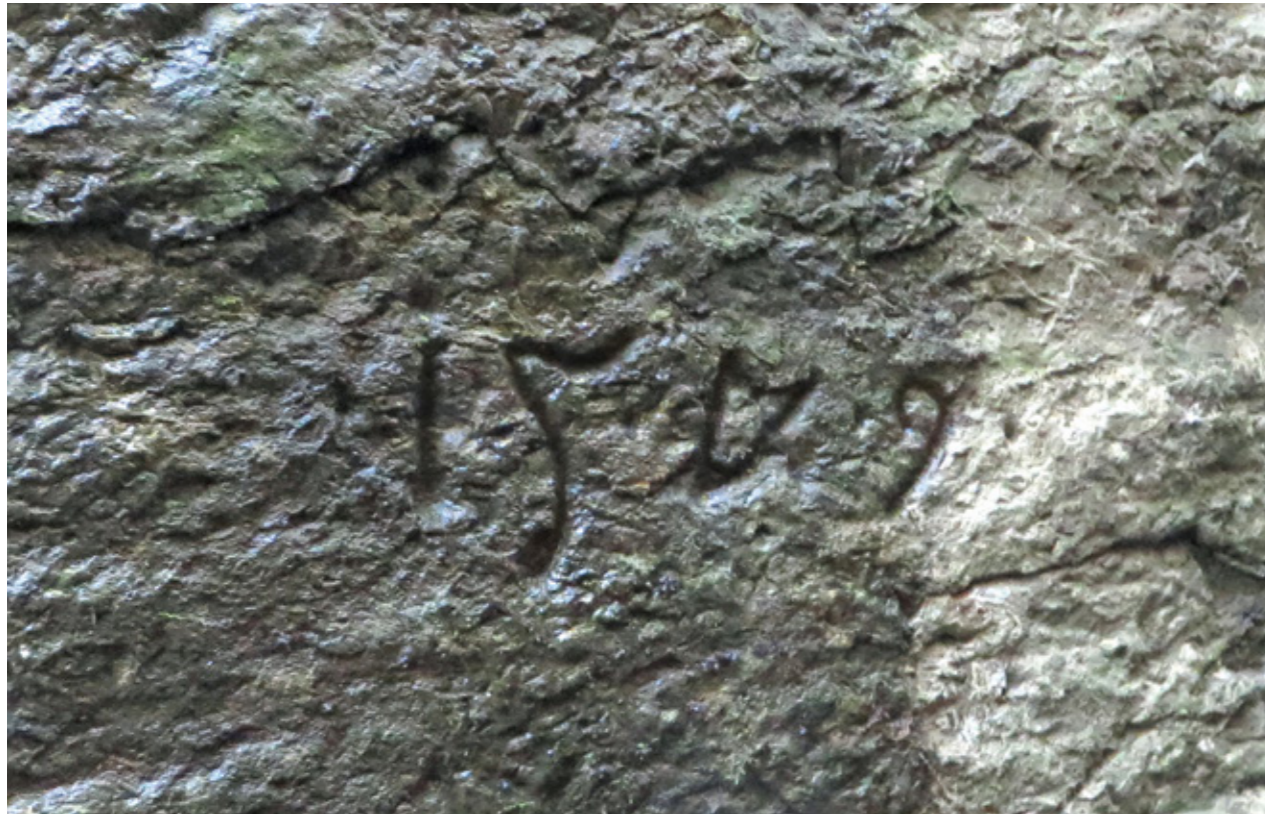
erwies sich allerdings als Hindernis beim Holztransport. Daher wurden die unberührten Urwälder im sogenannten Kammerboden hinter dem Kammersee lange Zeit nicht angetastet.

Schaffung eines künstlichen Triftkanals

Mitte des 16. Jahrhunderts waren jedoch die Holzvorräte rund um die „holzhungrigen“ Salzsudpfannen in Aussee beinahe erschöpft. Die Wälder entlang der Bergflanken Richtung Altaussee und Grundlsee waren weitestgehend abgeholzt. Somit mussten neue, bis dahin unzugängliche Wälder erschlossen werden. Um das Holz hinter dem Kammersee für die Salinen nutzbar zu machen und unter vertretbarem Aufwand zum Toplitzsee zu bringen, regte der Ausseer Salzverweser Christoff Praunfalkh 1544 in einem Schreiben an König Ferdinand I. an, mithilfe seiner Bergleute einen künstlichen



Lageplan des Triftkanals zwischen Kammer- und Toplitzsee © Franz Federspiel, Bad Ischl



In die Wand eingemeißelte Jahreszahl 1549 © BDA, Foto: Stephan Bstieler

Triftkanal zwischen Kammer- und Toplitzsee herzustellen. Praunfalkh starb allerdings 1545. Zwei Jahre nach dessen Tod genehmigte der König am 18. September 1547 schließlich einen „durchbruch durch ein velßen der Roteckh genannndt und zuerrichtung ainer claußen [...] dardurch das zeitlig gehülzt in den wäldern so überflüssig vorhanden, aber vergebentlich erfault und verdirbt, zu der saltzutt geen Aussee gebracht möchte werden“. 1549 war der beachtliche Triftkanal fertig, den die Bergleute der Saline Aussee nach Plänen des Hallstätter Wasserbaumeisters Thomas Seeauer in zweijähriger Handarbeit mittels Schlägel und Eisen in den gewachsenen Felsen gehauen hatten.

Der gesamte Kanal ist etwa 140 Meter lang. Das aus dem Felsrücken geschlagene prägnante Teilstück hat eine Länge von 97 Metern, eine Breite von zwei Metern und die Kanalsole liegt im Durchschnitt sechs Meter, an einigen Stellen sogar bis zu neun Meter tief. An einer Wand des Durchlasses ist das Jahr der Fertigstellung eingeschlagen: 1549. Der westliche kurze Abschnitt des Schwemmkanals fällt zum Toplitzsee hin ab. Hier wurde das natürliche Gelände zu einer Rinne überarbeitet. Am östlichen und westlichen Ende besitzt der Kanal jeweils in die Seitenwände eingemeißelt eine senkrechte, 15 Zentimeter breite und tiefe Nut, in die ursprünglich hölzerne Klausentore eingelassen waren bzw. die der Befestigung der Stauwände dienten.

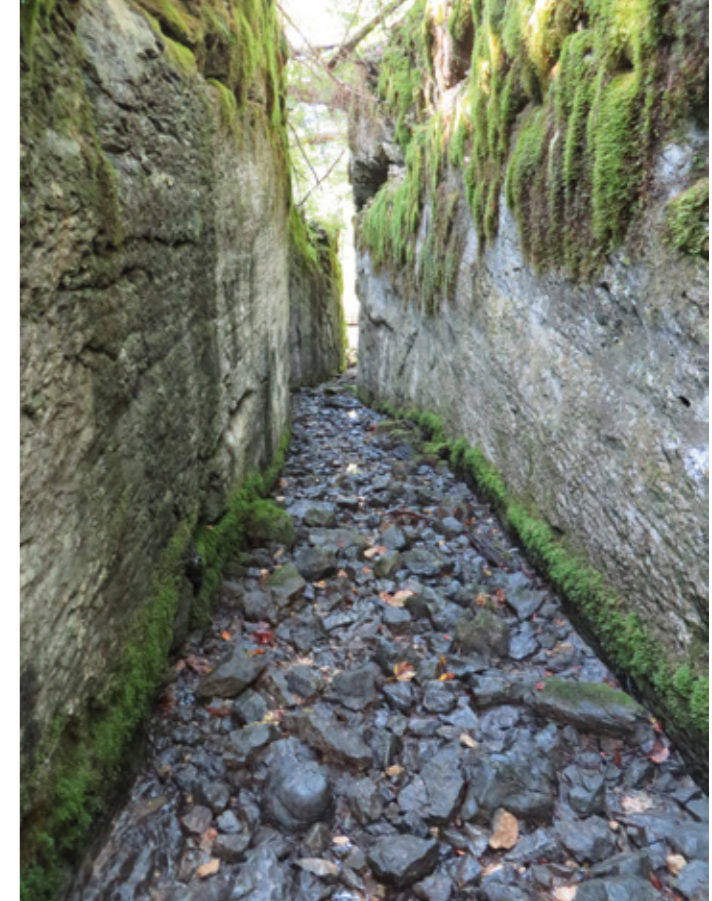
Die wechselvolle Geschichte des Schwemmkanals

Das in den angrenzenden Wäldern geschlägerte Holz schleifte man zunächst in den 3,2 Hektar großen Kammersee. Von hier wurde es durch den künstlich geschaffenen Kanal zum Toplitzsee und weiter über den Grundlsee zur Rechenanlage an der Grundlsee-Traun getriftet. Mit Fuhrwerken gelangte das Holz schließlich in die Saline Aussee. Schon 1730 mangelte es dem Kammersee allerdings an Wasser, und so überlegte man, entweder den Felsdurchbruch tiefer auszuhauen oder entlang des Triftkanals einen Weg zum Ziehen der Baumstämme anzulegen. Beide Projekte wurden nie verwirklicht. Der Kanal wurde bei Hochwasserereignissen jedoch weiter genutzt, so auch 1883/84, als die „Erste Wiener Türen-, Fenster- und Fußbodenfabrikgesellschaft“ sechs Meter lange Rundhölzer zum Toplitzsee triftete. Wegen des andauernden Wassermangels kam die Holztrift im Schwemmkanal schließlich zum Stillstand. Überhaupt wurde das Triften von Holz im Salzkammergut mit der Zeit vollständig eingestellt, als Ende des 19. Jahrhunderts die meisten seiner Täler, soweit es geländemäßig möglich war, durch Wege und Straßen erschlossen wurden. Um den Kammersee war indes kein Fahrweg vorhanden, der Transport mittels Fuhrwerken daher ausgeschlossen. So diente der Schwemmkanal später als Trasse für eine kurze

Waldbahn: 1946 wurde eine etwas mehr als 100 Meter lange schmalspurige Bahn für einen einfachen Wagen gebaut, mit dem Holzknechte Langholz in Richtung Toplitzsee schieben konnten.

Der zwischen 1547 und 1549 hergestellte Schwemmkanal zählt zu den ältesten technischen Denkmälern Österreichs. Er veranschaulicht, in welchem Ausmaß der Mensch in der vorindustriellen Phase die natürlichen Gegebenheiten zu nutzen verstand und welche wesentlichen Eingriffe in die Landschaft des Salzkammergutes die Salzproduktion damals zur Folge hatte. Der händisch ausgehauene Felsdurchbruch steht zudem als Beleg für die hochentwickelte Forstwirtschaft um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Er vermittelt heute noch eine gewisse Vorstellung von der Bedeutung, die das Holz in diesem Zeitalter als Universalrohstoff hatte.

Mag. Stephan Bstieler ist stellvertretender Leiter der Abteilung für Spezialmaterien im Bundesdenkmalamt.



Blick in den aus dem Felsen gehauenen Triftkanal © BDA, Foto: Stephan Bstieler

siwacht
CKV GRUPPE

Vertraute Sicherheit für Unternehmen und Behörden

Als österreichischer Qualitätsanbieter mit mehr als 1.000 ausgebildeten Mitarbeitern sind wir für Sie da – seit mehr als 30 Jahren!

Sie erhalten von uns optimal abgestimmte Sicherheitsdienstleistungen:

- Empfangsdienste
- Portierdienste
- Werkschutz
- Doorman-Dienste
- Veranstaltungsdienste
- Revierstreifendienste
- Alarmzentrale gem. EN 50518
- ...

siwacht Bewachungsdienst GmbH
Ein Unternehmen der **CKV GRUPPE**
Lindengasse 47, A-1070 Wien
Tel. +43-1-521 57-0 www.siwacht.at







Der Letzte seiner Art!

Daniel Resch

Ein Aquarell Franz Alts von 1878 gibt einen historischen Einblick in das Rauchzimmer von Schloss Hernstein mit seinen Armlehnfauteuils. Sie galten alle als verschollen. Nun tauchte einer im Kunsthandel auf.



Sessel aus dem Rauchzimmer von Schloss Hernstein
© Wien Museum

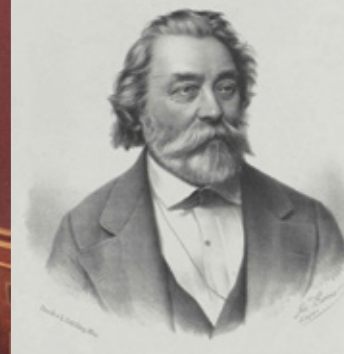


Dass Schloss Hernstein samt seiner Innenausstattung seit Jahrzehnten unter Denkmalschutz steht, war seiner Erhaltung sehr zuträglich. Dennoch hat es nach dem Zweiten Weltkrieg in mancherlei Hinsicht gelitten. So sind auf ungeklärte Weise einzelne Gegenstände und Mobiliarteile nach 1945 aus dem Gebäude verschwunden. Teilweise tauchen diese Stücke nun im Kunsthandel auf. Viele konnte das Bundesdenkmalamt retten, wie den Sessel aus dem sogenannten Rauchzimmer des Schlosses, der erst 2018 auf einer Antiquitätenmesse in Wien präsentiert wurde.

Schloss Hernstein in Niederösterreich, dessen heutiges Erscheinungsbild im 19. Jahrhundert maßgeblich von Architekt Theophil Hansen für Erzherzog Leopold Ludwig gestaltet wurde, gilt als eine der gelungensten Schöpfungen des Historismus in höfischem Kontext in Österreich. Besonders die Interieurs mit ihren prunkvollen Möbeln tragen wesentlich zur Bedeutung des Gesamtkunstwerks Schloss Hernstein bei.



Theophil Hansen, Lithografie von Josef Bauer 1880
© Österreichische Nationalbibliothek



Rauchzimmer in Schloss Hernstein, Farbdruck nach dem Aquarell von Franz Alt 1878 © Österreichische Nationalbibliothek, Eduard Hölzel

Mit der Umgestaltung des Landsitzes Hernstein übernahm Hansen 1856 einen Auftrag, der ihn bis 1884, also über fast drei Jahrzehnte, begleiten sollte. Ziel war es, das sehr schlichte Jagdgut zu einem herrschaftlichen und gleichzeitig modernen Schloss für einen Habsburgerspross auszubauen. Erzherzog Leopold Ludwig war ein großer Verfechter der englischen Tudorgotik, die das Anwesen bis heute prägt. Zeitgleich begann sich um 1850 aber auch der Historismus als Kunstrichtung in der Architektur herauszubilden. Gerade in seiner Anfangszeit kam es daher zu einer Durchmischung mehrerer Stilebenen – im Falle Hernsteins der von Hansen später so geliebten Renaissanceformen –, weshalb auch von einer romantischen Variante gesprochen wird, die der Stimmung Rechnung trägt.

Theophil Hansen selbst war einer der herausragendsten Architekten Österreichs unter Kaiser Franz Joseph I. Am Bau der Wiener Ringstraße ab 1858 hatte er als einer ihrer wichtigsten Schöpfer wesentlichen Anteil. Er starb am 17. Februar 1891 in Wien.

Was den Sessel aus dem Rauchzimmer von Schloss Hernstein betrifft, stellte sich im Zuge eines Ausfuhrverfahrens heraus, dass er der letzte Erhaltene seiner Art ist. Insgesamt existierten laut historischer Inventarlisten und eines Aquarells von Franz Alt aus dem Jahr 1878 einst sechs Stück. Diese spezielle Form des Armlehnfauteuils hatte Hansen sehr gerne in

seinen Ausstattungen verwendet, entsprach sie doch seiner Vorliebe für antikisierende Formen, wie ein historischer Einblick in den Empfangssaal des Herrschaftssitzes durch ein Bild von 1924 belegt. Eindrucksvoll ist, dass sich die originale, dunkel gemusterte Tapezierung bis heute erhalten hat. Wahrscheinlich war der dunkle Farbton nicht nur dem pompejanisch inspirierten Stil des Rauchzimmers mit seinen roten Wandbespannungen geschuldet, sondern auch schon in Hinblick auf Verfärbungen durch Tabakgenuss gewählt worden. Für Fachleute begründet die Auffindung des Stücks somit auch eine neue sensationelle Forschungslage, was seine künstlerische und geschichtliche Bedeutung unterstreicht.

Intensiver Einsatz und umfangreiche Recherchearbeiten des Bundesdenkmalamtes, der Abteilung für bewegliche Denkmale – internationaler Kulturgütertransfer, führten zum Erhalt des Sitzmöbels im Inland; es ist nun Teil der Sammlung des Wien Museums. Wenn der Sessel schon nicht wieder in das Schloss rückgeführt werden konnte, wird er zumindest auf diese Weise in der Schausammlung des Wien Museums künftig für die Öffentlichkeit zugänglich sein.

Mag. Daniel Resch ist Mitarbeiter in der Abteilung für bewegliche Denkmale im Bundesdenkmalamt.



Blick vom Gipfel des Magdalensberges © BDA, Foto: Astrid Steinegger

Archäologisch

Der Magdalensberg – Begegnungen zwischen den Zeiten

Claudia Volgger

Seit der Entdeckung der römischen Stadt auf dem Magdalensberg fragt sich die Archäologie: Warum steht sie gerade hier? Mit dem Fund keltischer Besiedlung auf dem Gipfel des Berges beginnt sich das Geheimnis zu lüften ...

Wer auf dem Gipfel des Magdalensberges steht, sieht tief ins Land hinein. Ein idyllisches Panorama aus sanften grünen Hügeln und fernerer schroffen Bergen tut sich auf, scheinbar kaum berührte Natur, ruhig, sanft, ewig.

Tatsächlich befindet man sich inmitten einer mehr als 2000 Jahre alten Kulturlandschaft, stetem Wandel unterworfen, geprägt von Eisen und Gold, die das keltische Noricum reich gemacht hatten, und vom pulsierenden Handel, der die römische Provinz zwischen dem oberitalienischen Aquileia und dem Donauraum durchzog.



Wall am Hang
© BDA, Foto: Christoph Blesl

Der Magdalensberg selbst ist in seiner Erscheinung Ergebnis zahlloser menschlicher Eingriffe, unter großen Mühen brauchbar gemacht für unterschiedliche Bedürfnisse: terrassiert für Ackerbau, immer wieder militärisch befestigt, planiert, um Gebäude errichten zu können. Im Wald an den Hängen wird das für Eingeweihte erkennbar: Die Erhebungen und Gruben, über die man stolpert, sind Reste von Menschen errichteter Bauten und Gräber.

Berufsziel: Archäologin

Astrid Steinegger ist die Gebietsbetreuerin des Bundesdenkmalamtes für Kärnten. Als ihr Berufsziel Archäologin unumstößlich feststand, war sie neun Jahre alt. Im Rahmen eines Volksschulprojekts hatte sie eine Ausstellung über die Römer im Linzer Schlossmuseum besucht, mit der ihr eigenen Überzeugungskraft einen Archäologen zu einer Privatführung überredet und ihren Eltern in der Folge mitgeteilt, was sie einmal werden würde. Klassische Archäologie studierte sie nach einer kunsthandwerklichen Ausbildung. Zeichnen zu können und handwerkliche Erfahrung auf dem Gebiet der Keramik zu haben, half Astrid Steinegger bei ihrer späteren Arbeit als Grabungsleiterin: Funde zu zeichnen ist immer noch, trotz aller technischen Fortschritte, ein probates Mittel der Dokumentation; Keramikscherben sind oft die einzige Möglichkeit, eine Fundstelle zu datieren.

Astrid Steinegger betont, dass jeder Fund, der gemeldet wird, und jede Grabung in einem Fundhoffnungsgebiet, für deren Bewilligung sie sorgt und die sie überwacht, die gleiche Aufmerksamkeit verdienen – schließlich wisse man ja „vorher nicht, was herauskommt, es kann immer ein Sensationsfund sein“. Doch wenn sie sagt, sie fahre „auf den Berg“, dann weiß jeder in ihrem Umfeld, was gemeint ist. „Der Berg“, das ist in Kärnten der Magdalensberg.

Wo heute die Wallfahrtskirche steht, lag einst der römische Tempel.
© BDA, Foto: Christoph Blesl



Römische Stadt auf dem Berg

Der erste, durchaus sensationelle Fund, von dem wir wissen, dass er am Berg zutage kam, ist auch der berühmteste: Den Jüngling vom Magdalensberg, eine lebensgroße Bronzestatue, ackerte ein Bauer im Jahr 1502 aus dem Boden. Was heute im Kunsthistorischen Museum in Wien zu besichtigen ist, stellte sich allerdings als Abguss der Renaissance heraus, das Original ist verschollen. Der Jüngling war eine Votivstatue, den Göttern zum Opfer gebracht, so wie noch heute in Zeiten großer Angst die Menschen Kerzen, Bilder und Nachrichten bei der Pestsäule am Graben in Wien hinterlassen. Die Namen der Stifter sind in einer Inschrift in seinen Oberschenkel geritzt. Aber herauszufinden, wer sie gewesen sein könnten, dauerte noch hunderte Jahre. Dann fand die Archäologie – von ersten Grabungen des Geschichtsvereins für Kärnten in der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zu den groß angelegten Kampagnen seit 1948 – die Stadt, in der sie gelebt hatten.

Es war eine reiche Stadt, gelegen in etwa 1000 Metern Seehöhe am Hang des Magdalensberges. Und schnell stellte sich, anhand von Münzen- und Keramikfunden, heraus: Sie datiert zurück in die Zeit der späten römischen Republik, lange vor der Besetzung des heute österreichischen Raumes durch Rom. Die Handelsstadt, deren Namen wir nicht kennen, muss errichtet worden sein, nachdem der Senat und das Volk Roms mit den Kelten im Gebiet um den Magdalensberg in Beziehung getreten waren und einen Freundschaftsvertrag, ein *hospitium*, abgeschlossen hatten.

Das Forum mit Händler tabernen und Marktbasilika, die Wohnhäuser, der Tempelbezirk, die Bäder sind in den Grundmauern erhalten, die im vier Hektar großen Archäologischen Park Magdalensberg, einem beliebten Ausflugsziel, von Mai bis Oktober tatsächlich und darüber hinaus virtuell zu

Wandmalereifragment in situ © BDA, Foto: Astrid Steinegger



besichtigen sind. Führungen der Abteilung Provinzialrömische Archäologie des Landesmuseums Kärnten unter der Leitung von Heimo Dolenz lassen sich auch auf YouTube erleben.

Best Practice der Denkmalpflege

Das Bundesdenkmalamt war an den Ausgrabungen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ebenso beteiligt wie an den Planungen für den Archäologischen Park und spielte auch eine Vorreiterrolle bei der Erstrestaurierung der zahlreichen Wandmalereien, die in den aufwendig ausgestatteten Räumen gefunden worden waren. Was sich aber unter der Erde über tausende Jahre erhalten hatte, muss jetzt, an der Luft, ständig überwacht und gepflegt werden, sonst geht es verloren.

Was die Fragmente der Wandmalereien betrifft, ist die Restaurierung mittlerweile im gelben Bereich, sagt Murat Yasar, Leiter des Fachbereichs Archäologie der Abteilung für Restaurierung und Konservierung des Bundesdenkmalamtes, und das ist eine gute Nachricht. 2018 startete ein Projekt zum Monitoring der Wandmalereien, alle Fragmente werden seither aufgenommen und nach einem Ampelsystem beurteilt. Rot bedeutet akut gefährdet, orange ziemlich gefährdet, gelb leicht gefährdet – und dann gibt es glücklicherweise auch grün. Die als rot und orange eingestufteten Wandmalereien sind weitgehend abgearbeitet, aber natürlich kann sich die Einschätzung auch immer wieder ändern.

Für Murat Yasar ist der Magdalensberg bei Weitem nicht der älteste Einsatzort: Er ist im türkischen Çanakkale geboren, und das liegt nahe an Hisarlık, dem Fundort des historischen Troia. Dort hat er, nach der Ausbildung in Restaurierung und Konservierung an der Universität Edirne, auch gearbeitet, bevor er am Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz eine weitere Ausbildungsstufe durchlief. Ebenfalls unter seiner Leitung wurde am Magdalensberg eine Musterrestaurierung von Mauerwerk durchgeführt, die heutige Standards und Methoden, Best Practice der Denkmalpflege, vermittelt.

Spektakuläre neue Erkenntnisse

Eine der Fragen, die sich die Archäologie seit der Entdeckung der Stadt auf dem Berg stellt: Warum steht sie gerade hier? Die ihrer Gründung zugrunde liegende Vereinbarung wurde zwischen höchst unterschiedlichen Gemeinschaften geschlossen: dem zentral regierten römischen Staat und einem Stammesgeflecht mit regional herrschenden Häuptlingen, das die Römer ein Königreich nannten, indem sie den ihnen am mächtigsten scheinenden Stammesfürsten Cincibilus zu einem ihnen vertrauten Rang beförderten. Für die Römer könnte es naheliegend gewesen sein, ihr *emporium*, ihre Handelsstadt, in der Nähe eines existierenden Stammeszentrums zu bauen. Gab es keltische Besiedlung am Berg, bevor die Römer kamen?



Statue Jüngling vom Magdalensberg, Hohl-guss aus Bronze nach römischem Original © KHM-Museumsverband

Georg Tiefengraber kann diese Frage beantworten. Das vom renommierten vielseitigen Archäologen mitbegründete Institut für südostalpine Bronze- und Eisenzeitforschung (ISBE) hat im vergangenen Sommer unter seiner Leitung eine 3000 Quadratmeter große Ausgrabung an der Ostseite des Gipfels des Magdalensberges, nahe der gotischen Wallfahrtskirche, durchgeführt. Und die Ergebnisse sind spektakulär. Erstmals wurden zahlreiche Befunde einer spätlatènezeitlichen Besiedlung gefunden, die vor die ersten römischen Funde datieren und beweisen: Auf dem Gipfel des Bergs lag eine keltische Höhensiedlung – auf die sich die Römer später im Wortsinn draufsetzten. Deren Spuren beginnen mit Pfeilspitzen und Beschlagknägel militärischen Schuhwerks, die in



Archäologischer Park Magdalensberg © BDA, Foto: Astrid Steinegger

Jüngling vom Magdalensberg

die späte römische Republik datieren. Zeitgleich mit der Handelsstadt waren also römische Soldaten auf dem Gipfel. In der Nähe lag damals ein wichtiger Verkehrsweg, der von hier aus gut zu kontrollieren war.

Was dann aber weiter gebaut wurde, war etwas vollkommen Neues: Eine enorme Befestigung, vermutlich rings um den gesamten Berggipfel. Kasematten, in den Fels gegraben. Aus dem Fels gehackte Terrassen, auf denen Holzgebäude errichtet wurden. Ein Tempel an jener Stelle, wo heute die Kirche steht. Darunter verschwanden die Spuren der Kelten. Einige ihrer ergrabenen Gebäude zeigen Brandspuren, ihre Terrassen wurden von größeren römischen überlagert – eine gebaute Machtdemonstration des Imperium Romanum, imposant, bedrohlich, unüberwindlich.

Wer heute auf dem Gipfel des Magdalensberges steht, sieht friedliche, beschauliche, hügelige Natur. Das Drama seiner Geschichte ist verstummt, aber nicht ausgelöscht. Unter der Erde hat es sich erhalten und wartet geduldig auf Besucherinnen und Besucher, die seine Spuren lesen können.

Claudia Volgger ist Mitarbeiterin in der Abteilung für Archäologie im Bundesdenkmalamt.

Denkmal menschen



Menschen im Denkmal

Villa Blumenthal

Martin Haidinger



Zu Gast in der fantastischen Villa Blumenthal in Bad Ischl: Ihr nunmehriger Eigentümer, der Musikverleger Alexander de Goederen, erzählt über das Leben in einem Denkmal, durchs Haus springende Eichhörnchen und lange verschwundene Originalmöbel, die nun ihren Weg zurückfinden.



Martin Haidinger: Wie lebt es sich in einem Denkmal?

Alexander de Goederen: Sehr gut. Aber meinem Gefühl nach ist es ja nicht so, dass ich in einem Denkmal lebe oder in einem Museum. Es ist einfach ein spezieller Wohnraum!

Sie kennen das Gebäude wahrscheinlich seit Kindertagen – zumindest von außen?

Ja, natürlich! Ich glaube, jeder, der hier in der Gegend wohnt oder aufgewachsen ist, kennt es. Es vermittelt das Gefühl von einer anderen Welt, weil es genau zwischen Pippi Langstrumpfs Villa und Märchenschloss angesiedelt ist.

Nun ist ja Bad Ischl an sich schon eine pittoreske Stadt mit vielen bemerkenswerten Gebäuden wie der Kaiservilla, der Villa Schratt oder der Lehár-Villa. In dieser Kategorie nimmt die Villa Blumenthal aber noch einmal eine besondere Stellung ein. Warum?

Ich glaube, das hat damit zu tun, dass dieses Haus ganz schwer zu klassifizieren ist, dass es keiner Richtung und keinem Baustil zugeordnet werden kann. Das beginnt schon beim Material: Holzhäuser werden hier üblicherweise aus Lärche gebaut oder aus Fichte; dagegen ist die für die Villa Blumenthal verwendete „Pitch Pine“, die Pechkiefer, die auch beim Bootsbau zum Einsatz kam, ganz exotisch. Sie ist besonders hart und robust, wird nicht von Pilz und Schimmel befallen und schmeckt auch den Termiten nicht.

Sie sagen so schön, dass der Stil zwischen Pippi Langstrumpf und Märchenschloss oszilliere. Wenn man sich umschaute, entdeckt man Butzenscheiben, es wirkt ein bisschen altdeutsch, einiges erinnert an Ludwig II., aber ein paar Meter weiter herrschen auch wieder ganz sachliche und klare Linien vor. Es ist kunterbunt, aber nicht kitschig.

Ja, es ist doch eher nüchtern, es sind keine Herzchen eingeschnitzt, es hat auch keine Alpenromantik, sondern schon eher städtisches Flair. Jedes einzelne Fenster hat übrigens einen Bezug zum Leben des ersten Besitzers der Villa, des Dramatikers Oscar Blumenthal, zu dem von ihm gegründeten Berliner Lessingtheater oder seiner Frau Maria. Hier (*zeigt auf eine erhöhte Stelle mit Fauteuil*), in diesem Erker, wo sein Schreibtisch war, hat er angeblich das „Weiße Rössl“ geschrieben, mit Blick auf das gleichnamige Wirtshaus in Lauffen, einem Nachbarort Ischls. Das dortige „Weiße Rössl“ war die eigentliche Inspiration für das Theaterstück, nicht das „Rössl“ in St. Wolfgang.

1893 erblickte der Berliner Dramatiker und Theaterdirektor Oscar Blumenthal („Im Weissen Rössl“) im deutschen Pavillon der Weltausstellung in Chicago eine dreistöckige Villa aus Fertigteilen, gebaut von der „Wolgaster Actien-Gesellschaft für Holzbearbeitung“ und entworfen von Architekt Johannes Lange. Blumenthal verliebte sich sofort in das pittoreske Holztafelhaus mit Türmchen. Er kaufte das Objekt, ließ die 30 Tonnen schweren Teile nach Europa verschiffen, in 14 Eisenbahnwaggons nach Österreich bringen und die Villa 1895 auf seinem Grundstück am Soleweg in Engleiten, Bad Ischl, neu errichten. Nach dem Sommerfrischler Blumenthal diente das erste große Fertigteilhaus Europas noch manch anderen schillernden Persönlichkeiten als Unterkunft. Aktueller Besitzer ist der 1967 in Bad Ischl geborene Wiener Musikproduzent Alexander de Goederen, der die Villa 2018 von dem Erotikverleger („Österreichisches Kontaktmagazin“) und Schriftsteller Peter Janisch kaufte.

Drei Stöcke aus Fertigteilen





Villa Blumenthal

Nach Blumenthal haben hier Schauspieler und sogar Mitglieder der Familie Habsburg gewohnt. Dann kamen Sie, haben gehört, dass es zum Kauf angeboten wird, und haben gesagt: „Das kauf ich mir“?

Ich glaube, Vorbesitzer Peter Janisch hat gleich gespürt, dass mir sehr viel am Erhalt und am Schutz des Hauses liegt. Seine größte Angst war ja, dass man jetzt anfängt, hier irgendwie rundherum zu bauen, einen Anbau zu machen oder einen Lift einzubauen.

Das heißt, er hat's an einen Würdigen weitergegeben. Den Kaufpreis verraten Sie nicht, nehme ich an?

Nein, aber ich kann sagen, er ist bei Weitem nicht so hoch, wie die Leute glauben ... (*schmunzelt*)

Nun ist es ja eine Sache, so ein Objekt zu kaufen, eine andere aber, es zu erhalten ...

Hier ist ja jedes Fenster original – ebenso wie die Fußböden, die Deckenvertäfelungen, im Übrigen auch die Wasserleitungen. Ich werde von einer eigenen Quelle versorgt, mit einer Pumpe mit Prägestempel von 1932, die seit damals ohne Strom pumpt, und

einem Warmluftheizungssystem mit Holz- oder Koksbeheizung aus dem Jahr 1895. Und das alles funktioniert noch! Ich glaube, es ist wahrscheinlich günstiger, in so einem Haus zu wohnen, als in einem Neubau, der nach 50 Jahren ein Vollsanierungsfall ist.

Dürfen Sie hier eigentlich etwas verändern?

An und für sich darf ich alles, und es ist auch mehr oder minder alles, was ich haben wollte, genehmigt worden. Es gibt noch ein paar Überlegungen betreffend den Dachbodenausbau, und da bin ich fast froh um das Know-how des Denkmalamts. Ich sehe es ja eher als Service- und nicht als Verbotsstelle.

Sie leben sehr schön möbliert.

Sind das die Originalmöbel von 1895?

In den 1980er-Jahren stand das Haus zeitweise leer. Da haben Jugendliche heimlich ihre Joints geraucht, und manche haben auch etwas mitgehen lassen. Als in den Regionalzeitungen stand, dass ich die Villa übernommen habe, meldeten sich auf einmal Leute nach 30 Jahren: „Du, Alexander, ich hab da noch so einen Sessel“, oder: „Ich hab da so eine Lampe aus der Blumenthal, magst das wieder zurück haben?“. So habe ich Möbel zurückbekommen, die tatsächlich noch aus der Originaleinrichtung von Blumenthal stammen.

Was haben Sie als Mann des Kulturbetriebs mit diesem Schatz vor?

Ich will dieses Haus auch als Teil der Öffentlichkeit in Bad Ischl erhalten, mit kleineren kulturellen Veranstaltungen, Lesungen, Hauskonzerten oder auch Ausstellungen.

Verzeihen Sie die intime Frage, aber spukt es hier manchmal?

Peter Janisch hat gesagt, es gebe zwei Geister. Ich hab sie noch nicht getroffen, und so wirklich Unerklärliches ist mir auch nicht passiert. Es ist halt hier mitten im Wald sehr ruhig, vor allem am Abend. Man lebt mit den Tieren. Im Sommer, wenn die Türen offenstehen, rennen die Eichhörnchen durchs Haus; ich glaube, das hat damit zu tun, dass die hier schon ihre Straße hatten, bevor das Haus gebaut wurde. Oder es steht plötzlich der Dachs vor dir in der Küche, oder es sind Rehe im Garten. Meistens sind es unheimliche Begegnungen mit Tieren, die sich ins Haus verirren – nicht mit Geistern.

Mag. Martin Haidinger ist Historiker und Journalist in Wien. Er leitet die ORF-Wissenschaftsreihe „Salzburger Nachtstudio“ auf Ö1 und ist Autor zahlreicher Sachbücher.

© BDA, Fotos: Bettina Neubauer-Pregl

Heribert Weinzettl



Heribert Weinzettl in seinem Portierfenster
© BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Hinter den Kulissen

Heribert Weinzettl – Haustechniker, Telefonzentrale und Eventmanager

Christiane Beisl

Wer das Amt des Haustechnikers im Bundesdenkmalamt innehat, ist Hüter der Instandhaltung. Mit einem Aufgabengebiet, das vielfältiger kaum sein könnte, agiert er Tag für Tag zwischen Handwerk und Denkmalpflege. Ein Porträt.

„Okay, bin schon unterwegs!“ Wenn Heribert Weinzettl einen Anruf erhält, weil wieder irgendwo eine Lampe ausgefallen ist oder ein Fenster klemmt, macht er das sofort, „weil später“, meint er, „hat’s keinen Sinn“. Immer hilfsbereit und ständig ein Lächeln im Gesicht, erledigt er seine vielen Aufgaben mit Bravour. Was genau auf ihn zukommt, weiß er morgens selten. Ein total verzogenes Fenster, das sich nicht mehr schließen ließ, war es vor Kurzem. „Man muss improvisieren und eine Lösung finden, denn die Reparatur, die dauert“, erzählt Weinzettl, während er mit Fensterbändern und -verschlüssen kämpft. Gut nur, dass er genau weiß, wie er was wenden muss, damit alles wieder gut ist!

Sein Aufgabenspektrum ist vielfältig und vor allem für einen handwerklichen Tüftler wie ihn interessant. Als Haustechniker ist er nicht einfach nur der Mann mit der Leiter und dem Werkzeugkasten unter dem Arm. Von Reparatur- und Instandhaltungstätigkeiten über kleine Installations- und Elektrikerarbeiten bis zur Einholung von Kostenvoranschlägen, zur Betreuung und Kontrolle von Fremdunternehmen sowie zu Botendiensten reicht sein Einsatzgebiet. „Ich sehe mich in erster Linie als Unterstützung der Wirtschaftsstelle“, so Heribert Weinzettl.

Wenn jemanden im Haus der Rücken vom Sitzen vor dem PC schmerzt, bringt er einen neuen ergonomischen Schreibtischstuhl und stellt ihn so ein, dass nichts mehr weh tut. Ruft der Präsident, weil seine schöne Schreibtischlampe eine bessere Glühbirne benötigt, dann hat Heribert Weinzettl mit einem Griff in sein „Materialkammer!“ das Gewünschte sofort parat. Und die Veranstaltungen im Bundesdenkmalamt

flankiert er mit unterstützenden Arbeiten im Vorfeld und im Nachhinein: Er rückt Tische, transportiert Werbematerial von A nach B und wieder retour, und das immer mit einem „Sehr gerne!“. Doch das ist längst nicht alles: Weinzettl ist auch Brandschutzbeauftragter des Bundesdenkmalamtes. Als sein Vorgänger diese Funktion zurücklegte, wollte sich Weinzettl unbedingt in diesem Bereich einbringen, da das seiner beruflichen Qualifikation entspricht. Und so kümmert er sich seither auch um die Umsetzung und die Einhaltung der Brandschutzvorgaben.

Bevor Heribert Weinzettl ins Bundesdenkmalamt kam, war er im AKH für die Wartung und Instandhaltung der Klimaanlagen im OP und auf den Intensivstationen verantwortlich. Nach einer Hüftgelenkoperation absolvierte er mit Auszeichnung eine Umschulung zum Bürokaufmann. Sein Allroundtalent kann er nun in der Funktion als Haustechniker perfekt einsetzen. Für seine Aufgabe muss man jedenfalls handwerkliches Geschick mitbringen und darf sich vor Problemen nicht fürchten.

Heribert Weinzettl fürchtet sich nicht – auch nicht, wenn das Telefon läutet, ist er doch neben seinen handwerklichen und eventtechnischen Aufgaben noch in der Telefonvermittlung präsent und kümmert sich im Bundesdenkmalamt um die eingehenden Anrufe. „Nur einmal im Jahr, wenn Tag des Denkmals ist und sich alle anmelden wollen, das aber nicht mehr geht, wird’s ein bisschen stressig“, gesteht er.

Als Haustechniker im Bundesdenkmalamt ist man Hüter der Instandhaltung zwischen Handwerk und Denkmalpflege. „Ich freue mich über die Abwechslung in meinem Job. Ich kenne jeden Winkel des Hauses, und das hier ist ja ein ganz besonderes Haus“, schwärmt Heribert Weinzettl.

Mag. Christiane Beisl ist Mitarbeiterin im Präsidium im Bundesdenkmalamt.

Andrea Mayer – die Staatssekretärin

Christoph Bazil

Andrea Mayer verfügt über langjährige Erfahrung als Spitzenbeamtin, vor allem aber über eine große Kenntnis der österreichischen Kunst- und Kulturlandschaft in allen ihren Facetten – von der Hochkultur bis zur freischaffenden Szene.

Christoph Bazil: Sie waren als Kabinettsdirektorin sozusagen die oberste Beamtin Österreichs. Haben Sie gedacht, dass Sie wieder zu Kunst und Kultur zurückkehren, zumal als Staatssekretärin?

Andrea Mayer: Kunst und Kultur waren für mich immer wichtig. Schon als Jugendliche habe ich die Zeitung stets von hinten nach vorn gelesen, weil hinten der Kulturteil war. Außerdem hatte ich auch in den vergangenen drei Jahren in der Präsidentschaftskanzlei viel mit Künstlerinnen und Künstlern zu tun. Ich habe erlebt, dass der enorme Reichtum an Kunst und Kultur, den wir oft als selbstverständlichen Teil unseres Alltags nehmen, eine österreichische Standortqualität ist, für die wir international und auf höchsten Ebenen beneidet werden.

Sie sind mitten in der Corona-Krise in einer besonders schwierigen Situation Staatssekretärin geworden. Werden wir etwas Positives aus der Krise mitnehmen können?

Es liegt an uns, ob wir aus einer Krise etwas Positives mitnehmen oder ob wir darin verharren, unsere Verluste zu bedauern. Die Krise hat deutlich gezeigt, dass Kunst und Kultur kein schöngestiger Luxus sind, sondern auch ein wichtiger Wirtschaftsfaktor. Ich will Branchen nicht gegeneinander ausspielen, aber die Wertschöpfung, die die Kunst- und Kulturlandschaft erwirtschaftet, ist enorm. Es geht aber nicht nur um den Tourismus und die Wirtschaft. Egal, ob es sich um den Blasmusikverein, die Bundestheater, das alte Haus am Marktplatz, eine Kunstmesse, eine Tanz-Performance oder eine Dichterlesung handelt: Es geht um Lebensqualitäten in unserem Alltag. In der Corona-Krise ist

vieles plötzlich weggebrochen, wir sehen, was das wirtschaftlich, aber auch für unser Leben bedeutet. Ich hoffe, das ist jetzt allen klar geworden: Kunst- und Kulturpolitik ist mindestens so entscheidend für unser Land wie die Steuer- oder die Agrarpolitik!

Sie haben das alte Haus am Marktplatz erwähnt. Hoffentlich steht es unter Denkmalschutz und wird bewohnt!

Ja, da hat das Bundesdenkmalamt eine wesentliche Aufgabe. Ich weiß, dass im Bundesdenkmalamt ein Wissensschatz über unser kulturelles Erbe angehäuft ist und die Kolleginnen und Kollegen mit viel Einsatz arbeiten. Das ist ein Kapital, mit dem wir – im besten Sinne – Wucher treiben müssen. Das Bundesdenkmalamt ist eine starke Behörde, es ist aber



Andrea Mayer

auch eine Info-Drehscheibe für die Eigentümerinnen und Eigentümer ebenso wie für die Länder und Gemeinden. Ein einsames Denkmal in einer kulturellen Wüste, mag es noch so gut restauriert sein, ist verloren. Es muss auch das Umfeld stimmen, die Flächenwidmungen, die Baubestimmungen. Die fallen in die Verantwortung der Länder und Gemeinden. Da müssen wir uns besser vernetzen. Und bevor Sie mich fragen: Ja, ich weiß, zum Vernetzen braucht es auch genügend Ressourcen. Aber jetzt zeigen wir, was wir können, und dann schauen wir, was wir bekommen!

Sie haben einen sehr weiten, offenen Begriff von Kunst und Kultur?

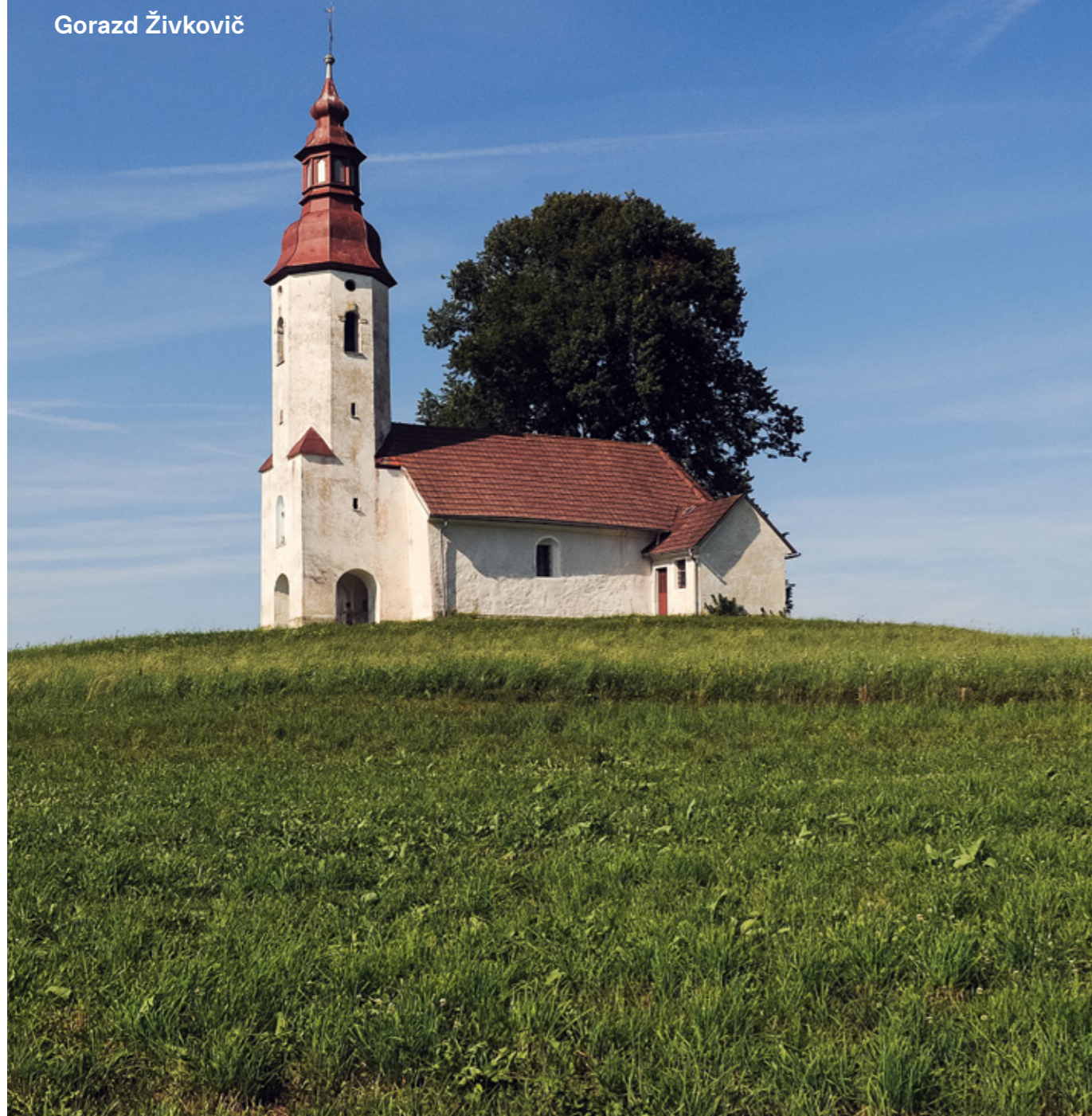
Ja, sicher. Es geht um die Dinge, die unseren Alltag bereichern. Sie sehen es ja auch beim Denkmalschutz: Er gilt

nicht nur für das Stift Melk, sondern auch für die Geschäftsportale von Hans Hollein, die Burgen in Tirol und die Biedermeierhäuser in Baden. Aber auch für die Denkmale, die eigentlich Mahnmale sind, wie das ehemalige Konzentrationslager Mauthausen oder – da gab es einen Bericht im Fernsehen – die Reste des NS-Lagers in Gunkskirchen. Kunst- und Kulturpolitik, und daher auch der Denkmalschutz, ist eben nicht nur mehr oder weniger gehobene Unterhaltung, wir zeigen auch die Abgründe, in die Menschen oder ganze Gesellschaften geraten können.

Dr. Christoph Bazil ist Präsident des Bundesdenkmalamtes.

Gespräche mit unseren Nachbarn: Slowenien

Gorazd Živkovič



Die Kirche in Martinja vas/Martinsdorf bei Mokronog/Nassenfuß mit umfassendem Zonenschutz
© ZVKDS, Foto: Robert Peskar

Andere Länder, andere Sitten? Jedenfalls aber eine gemeinsame Geschichte! Wie der Denkmalschutz jenseits von Österreich gehandhabt wird, versucht **Denkmal heute** im Austausch mit Nachbarn zu ergründen. Für die aktuelle Ausgabe sprach der Kärntner Landeskonservator Gorazd Živkovič mit dem Generalkonservator von Slowenien Robert Peskar.

Gorazd Živkovič: Beginnen wir unser Gespräch mit dem ersten slowenischen Landeskonservator Francè Stelè. Der Wiener Kunsthistoriker und Denkmalpfleger Max Dvořák zählte ihn zu seinen liebsten Schülern und blieb ihm bis zum Tod freundschaftlich verbunden. Wesentlichen Einfluss auf seinen Werdegang hatte auch Julius Schloßer. 1912 dissertierte Stelè über die mittelalterlichen Wandmalereien in Krain, 1913 wurde er dortiger Landeskonservator und übernahm nach dem Ersten Weltkrieg 1919 die Leitung des slowenischen Denkmalamtes. Das von ihm ausgearbeitete Gesetz für den Denkmalschutz wurde von der jugoslawischen Regierung nicht angenommen. Woran lag das?

Robert Peskar: Nach 1919 wollte Stelè den Denkmalschutz im damaligen Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (später Königreich Jugoslawien) für die slowenischen Länder nach österreichischem Vorbild organisieren. In Wien ausgebildet, begann er seine Karriere als Landeskonservator der k.k. Zentralkommission. Dieses Modell war den jugoslawischen Behörden jedoch fremd, insbesondere im Lichte der Rechtsordnung, die aufgrund der politischen und anderen Verbindungen des Königshauses Karađorđević eher dem französischen Rechtsbegriff zugeneigt war. Dies ist wahrscheinlich der Grund, warum das Königreich Jugoslawien Stelès Entwurf ablehnte und kein eigenständiges Gesetz zum Schutz von Kulturdenkmälern verabschiedete. Die Konservatoren mussten sich in erster Linie auf das Bau- und das Forstgesetz stützen, die einige Bestimmungen in Bezug auf die Erhaltung der Ortsbilder und der archäologischen Stätten enthielten.

Die denkmalfachliche Orientierung an Italien und England war lange Zeit sehr ausgeprägt.

Die Auswirkungen der denkmalpflegerischen Doktrin anderer europäischer Länder auf das slowenische System haben sich – vor allem unter dem Einfluss von Einzelpersonen – im Lauf der Jahrzehnte erheblich verändert. Für italienische Ansätze, insbesondere Brandis Restaurierungstheorie, kann ich sagen, dass sie sehr früh etabliert wurden; englische Einflüsse sind erst in den vergangenen zwei Jahrzehnten ausgeprägter spürbar. Am stärksten zeigt sich das bei der Berücksichtigung kulturlandschaftlicher Aspekte, dem Umgebungs- und Zonenschutz sowie der Definition und Umsetzung diesbezüglicher Schutzziele, die das österreichische Denkmalschutzgesetz nicht umfasst.



Robert Peskar



Ansicht der Stadt Piran an der slowenischen Küste
© ZVKDS, Foto: Robert Peskar



Die Eröffnung der European Heritage Days 2012 in Idrija/Idria mit 3000 Teilnehmenden © ZVKDS, Foto: Valentin Benedik

Beide Länder beteiligen sich an den European Heritage Days, Österreich mit einem „Tag des Denkmals“, Slowenien mit einer ganzen Woche! Hier muss es strukturelle Unterschiede geben ...!

Slowenien hat nach wie vor keine zufriedenstellende Systemlösung für den Denkmalschutz mit angemessenen Anreizen für Eigentümerinnen und Eigentümer, wie zum Beispiel Steuererleichterungen oder Kofinanzierung von Restaurierprojekten, eingeführt. Umso stärker ist die Zukunft der Denkmäler von der Sensibilisierung der Eigentümerseite und der Öffentlichkeit hinsichtlich der Bedeutung des Kulturerbes abhängig. Deshalb sind wir gerne der europäischen Initiative beigetreten, ursprünglich auch nur mit einem Tag. Aber die Initiativen an diesem Tag haben sehr bald hohe Bekanntheit erlangt. Der Zuspruch kam von lokalen Gemeinschaften, aber auch von der interessierten Öffentlichkeit, etwa Vereinen, Schulen und Verbänden. Ein großes Verdienst gebührt den Personen, die die Veranstaltungen koordiniert haben. Damit haben sich die Tage des Denkmals geradezu zu einer Bewegung entwickelt; in den vergangenen Jahren wurden in ganz Slowenien sogar über 400 Veranstaltungen innerhalb einer Woche gezählt.

Die Volkskunde ist in Slowenien ein wesentlicher Teil der institutionellen Denkmalpflege. Woran liegt das?

Ursprünglich war die Denkmalpflege ein Primat der Kunstgeschichte und der Archäologie. Bald nach dem Zweiten Weltkrieg haben jedoch die Industrialisierung der Städte und die Landflucht das ethnologische Erbe stark in Bedrängnis gebracht. Etwa zeitgleich kam in Europa der Bedarf an interdisziplinären Ansätzen zur Denkmalpflege auf. In Reaktion darauf hat das Slowenische Institut für Denkmalschutz die Ethnologie in seine Reihen aufgenommen. Dieser Bereich übernahm eine sehr breite Palette von Aufgaben auf dem Gebiet der Volkskunde und der Erhaltung ihrer materiellen Überreste. Mit der Zeit reduzierte sich diese Aufgabenstellung wegen personeller und anderer Schwierigkeiten, aber auch wegen geänderter Vorstellungen der nationalen Werte.

In den vergangenen Jahrzehnten hat der Autobahnausbau der slowenischen Archäologie großen Auftrieb gegeben. Was blieb davon?

Die Entwicklung neuer methodischer Ansätze zur Erfassung archäologischer Stätten auf den geplanten Trassen und zur Feldforschung selbst war sehr wichtig. Ausschlaggebend war die Einsetzung einer speziellen Expertengruppe, um im neu verabschiedeten Gesetz über das Kulturerbe 1999 wichtige Bestimmungen aufzunehmen, nach denen die Eingriffe in die archäologischen Stätten mit System zu erfolgen hatten. Die Hochzeit der Methodologie und der Erhaltungsansätze in den Bereichen Schutz und Forschung dauerte bis 2008 an,

als sich das slowenische Recht in diesem Bereich wieder änderte – diesmal jedoch zum Schlechteren, da es nun keine Weiterentwicklung des archäologischen Fachgebiets ermöglicht. Geblieben sind reiche Erfahrungen und außergewöhnliche Dokumentationen sowie Funde, die in vielerlei Hinsicht unser Wissen über die Besiedlungsgeschichte der slowenischen Länder verändert haben.

Jože Plečnik zählte zur Zeit der Secessions zu den Avantgardisten der Architekturszene in Wien. Sein Alterswerk hat Ljubljana/Laibach städtebaulich und künstlerisch ungemein stark geprägt. Wie kam das?

Schon nach dem Erdbeben 1895, insbesondere aber nach dem Ersten Weltkrieg begann Ljubljana zu expandieren. Aufgrund des steigenden Bedarfs an Neubauten haben einige Architekten die einmalige Gelegenheit erhalten, ihr Konzept einer modernen Stadt zu verwirklichen. Besonders erfolgreich und allgegenwärtig waren Max Fabiani und Jože Plečnik. Letzterer hatte aufgrund seiner Erfahrungen in Wien und Prag sowie seiner Kreativität größeren Erfolg. Die Gabe zur Kombination von klassischen Formen und lokalen Materialien, aber auch das gute Verhältnis zu den Auftraggebern, seine Arbeitseinstellung und die gute Zusammenarbeit mit Francè Stelè, dem damaligen Landeskonservator, verschafften ihm eine Sonderstellung im Architekturbetrieb.

Slowenien liegt an der Schnittstelle des slawischen, ungarischen, germanischen und romanischen Sprachraums. Das muss auch an der Denkmallandschaft ablesbar sein.

Ja, ist es. Geografische Realitäten, ethnische, politische und kulturelle Verhältnisse haben tendenziell starke Auswirkungen auf das Lebensumfeld – Slowenien bildet hier keine Ausnahme. Bemerkenswert ist, dass ein so kleiner geografischer und politischer Raum eine Vielzahl kultureller Phänomene entwickelt hat, von typischen pannonischen Häusern im Nordosten Sloweniens mit holzschindelgedeckten Dächern in Gorenjska/Oberkrain bis hin zu istrischen oder mediterranen Städten im Südwesten Sloweniens. Der expandierende Bauboom mit den globalen Trends ohne regionale Besonderheiten erschwerte aber zunehmend den Erhalt dieses Kulturerbes.

Viele Burgen und Schlösser sind in staatlichem Eigentum. Ist das ein Problem?

Es gibt einige sehr gute Beispiele, bei denen die Verwaltung nahezu reibungslos funktioniert. Mancherorts besteht jedoch Aufholbedarf. Zudem erschweren einige Gesetze gutes Management. Daher warten noch zahlreiche Burgen und Schlösser auf bessere Zeiten. Dem soll nun eine soeben vom Kulturministerium gegründete Kommission Abhilfe schaffen, um zu klären, welche Anlagen sich zum Verkauf eignen.



Das „Heuharpfenland“ in Šentrupert/St. Ruprecht – das Freilichtmuseum als eine Möglichkeit zur Erhaltung des volkskundlichen Kulturerbes
© Dežela kozolcev, Foto: Alenka Stražišar Lamovšek

Welche Visionen und Schwerpunkte hat die slowenische Denkmalpflege für die Zukunft?

Vordringlich wäre eine grundsätzliche Mitfinanzierung von Denkmalprojekten durch den Staat. Derzeit wird auch an der Rechtsform zum Kulturgüterschutz gearbeitet. Diese Zuständigkeit der Gemeinden im Rahmen der Raumplanung soll künftig in Schutz-zonen dem Kulturministerium und somit der Denkmalbehörde unterliegen. Auch besteht Handlungsbedarf, was den Schutz älterer Villenviertel betrifft, wo Investoren ausdrücklose Bauten ohne ästhetischen Anspruch und Berücksichtigung der vorhandenen Werte errichten. Die vorhandenen Lösungsansätze lassen uns Denkmalpflegerinnen und -pfleger jedenfalls optimistisch in die Zukunft blicken.

Mag. Gorazd Živkovič ist Leiter der Abteilung Kärnten im Bundesdenkmalamt.



Die drei Brücken/Tromostovje von Jože Plečnik zählen zu den bedeutendsten Sehenswürdigkeiten Ljubljanas/Laibachs.
© ZVKDS, Foto: Robert Peskar

Denkmal kinder

Denkmalhund Emil

Ein Schleier für Kloster- neuburg



Ich bin Emil, der Denkmalhund

des Bundesdenkmalamtes und eigentlich ein ganz normaler Hund. Doch ich habe auch eine sehr große Leidenschaft: Denkmale! Weißt du, was das ist? Ein Denkmal kann ein Gebäude oder ein Bild sein – auf jeden Fall etwas, was an früher erinnert und das man deshalb schützen muss. Das klingt vielleicht langweilig, ist es aber nicht. In jedem Denkmal stecken Geschichten, von den Menschen, die sie geschaffen haben, dort gelebt oder gearbeitet haben. In Österreich bemüht sich das Bundesdenkmalamt darum, die Denkmale zu erhalten, damit wir alle auch in Zukunft lange etwas davon haben. Darum mach' dort mit. Heute schauen wir uns das Stift Klosterneuburg in Niederösterreich an und entdecken den Österreichischen Erzherzogshut in der Schatzkammer, den Verduner Altar in der Leopoldskapelle und die Tradition des Fasslutschens.



Die barocke Stiftskirche ist heute ein lebendiger Ort der Begegnung. Hier wirkten bedeutende Barockkünstler wie etwa Johann Michael Rottmayr, von dem das Kuppelfresko „Himmelfahrt Mariens“ aus dem Jahr 1729 stammt. © Stift Klosterneuburg



Rueland Frueauf der Jüngere gestaltete die Flügelbilder des Leopoldsaltars 1505 mit Szenen aus der Gründungslegende, wie etwa der „Auffindung des Schleiers“. © Stift Klosterneuburg

Die Gründungssage

Viele unserer Burgen, Städte und Klöster wurden im Mittelalter gegründet. Um die Anfänge ranken sich oft Legenden. In Klosterneuburg beginnt die Geschichte mit Markgraf Leopold III., der später „der Heilige“ genannt wurde, und einem Missgeschick: Als er mit seiner Frau, der Markgräfin Agnes, auf den Balkon seiner Burg am Leopoldsberg trat, erfasste ein Windstoß ihren kostbaren Brautschleier und trug ihn davon. Neun Jahre lang war der Brautschleier verschwunden. Dann widerfuhr dem Markgrafen auf der Jagd ein Wunder: Seine Hunde entdeckten den Brautschleier fast unversehrt an einem Holunderbusch. Dem Markgrafen aber erschien die Gottesmutter in einer Vision und befahl ihm, an dieser Stelle ein Kloster zu errichten. Der Markgraf tat das, ließ ein Kloster errichten und daneben gleich eine neue Burg: Klosterneuburg.

Rueland Frueauf, ein bedeutender Maler, hat diese Szene später dargestellt. Das Gemälde kannst du im Stiftsmuseum sehen. Rechts unten finden sich die beiden Hunde des Markgrafen.

Markgraf Leopold III. gehörte dem ersten österreichischen Herrscher-geschlecht, den Babenbergern, an. Er lebte von 1073 bis 1136. Seine Frau Agnes war die Tochter des Kaisers Heinrich IV., der nach dem Investiturstreit in Canossa Papst Gregor VII. unterwerfen musste. Am 12. Juni 1114 wurde der Grundstein für Klosterneuburg gelegt, seit 1133 leben dort Mönche der Augustiner-Chorherren. Markgraf Leopold gründete außerdem die Stifte Heiligenkreuz und Kleinmariazell, beide in Niederösterreich. Wegen seiner Frömmigkeit wurde er 1485 von der katholischen Kirche heiliggesprochen. Sein Gedenktag („Leopoldi“) ist der 15. November. An diesem Tag ist in Niederösterreich und Wien schulfrei!

Fasslrutschen

Jedes Jahr gedenken das Stift und die Stadt Klosterneuburg rund um den 15. November des Markgrafen Leopold mit einem Fest. In der Leopoldskapelle im Kreuzgang ist vor dem Verduner Altar der Österreichische Erzherzogshut mit der Schädelreliquie des heiligen Leopold ausgestellt. Im Binderstadl können an diesen Tagen vor allem Familien mit Kindern den alten Brauch des „Fasslrutschens“ ausüben. Angeblich geht der Brauch auf einen Wirt zurück, der als Pantoffelheld galt. Ein Bindermeister machte sich über ihn lustig und meinte, dass er sogar über das 1000-Eimer-Fass rutsche, wenn es seine Frau verlange. Darauf bat ihn seine Frau, über das Fass zu rutschen, und er erfüllte ihr diesen Wunsch, um ihr seine Treue zu beweisen. Seitdem heißt es, dass Wünsche in Erfüllung gehen, wenn man über das Fass rutscht! Du kannst es im November selbst versuchen!



Der heilige Leopold ist seit 1663 auch Landespatron von Wien und Niederösterreich. Am 15. November, dem Todestag Leopolds III., laden Stift und Stadt Klosterneuburg gemeinsam zum Leopoldfeiern und „Fasslrutschen“ ein. © Jürgen Skarwan

Verduner Altar

Im Kreuzgang des Klosters steht eines der bedeutendsten mittelalterlichen Kunstwerke unseres Landes: der Verduner Altar. In drei Reihen zeigt er Szenen aus der Bibel. Die Bilder sind in Emailletechnik gearbeitet – einem Verfahren, bei dem durch Schmelzen bestimmter Stoffe ein glasartiger, farbiger Überzug hergestellt wird. Im Mittelalter gab es bedeutende Werkstätten für diese Arbeiten in Frankreich. Unser Altar wurde von Nikolaus von Verdun geschaffen und heißt darum Verduner Altar. Eigentlich war er ja kein Altar, erst später hat man aus den Emailletafeln einen Altar gebaut. Emaille wird heute noch für Schmuckgegenstände, aber auch für Gebrauchsgegenstände verwendet: zum Beispiel für Straßenschilder oder Kochtöpfe. Ich wünsche mir eine Fressschüssel aus Emaille!

Der Verduner Altar in der Leopoldskapelle wurde von Nikolaus von Verdun 1181 fertiggestellt. Er zählt heute zu den bedeutendsten mittelalterlichen Emaillekunstwerken. © Stift Klosterneuburg



Nikolaus von **Verdun** stammte aus Lothringen, Frankreich. Sein Geburtsdatum wissen wir nicht, im Jahr 1205 ist er in Tournai gestorben. Er war Goldschmied und Emailleur. Neben dem Altar in Klosterneuburg können wir ihm auch den „Dreikönigsschrein“ in Köln zuordnen. Am Verduner Altar hat er wahrscheinlich zehn Jahre gearbeitet und ihn im Jahr 1181 vollendet.

Die Emailletechnik wurde bereits von den alten Ägyptern angewendet. Dabei wird eine Masse meist aus Silikaten und Oxiden geschmolzen, wodurch ein glasartiger Überzug entsteht. Der Ausdruck kommt aus dem Französischen und meint „schmelzen“.



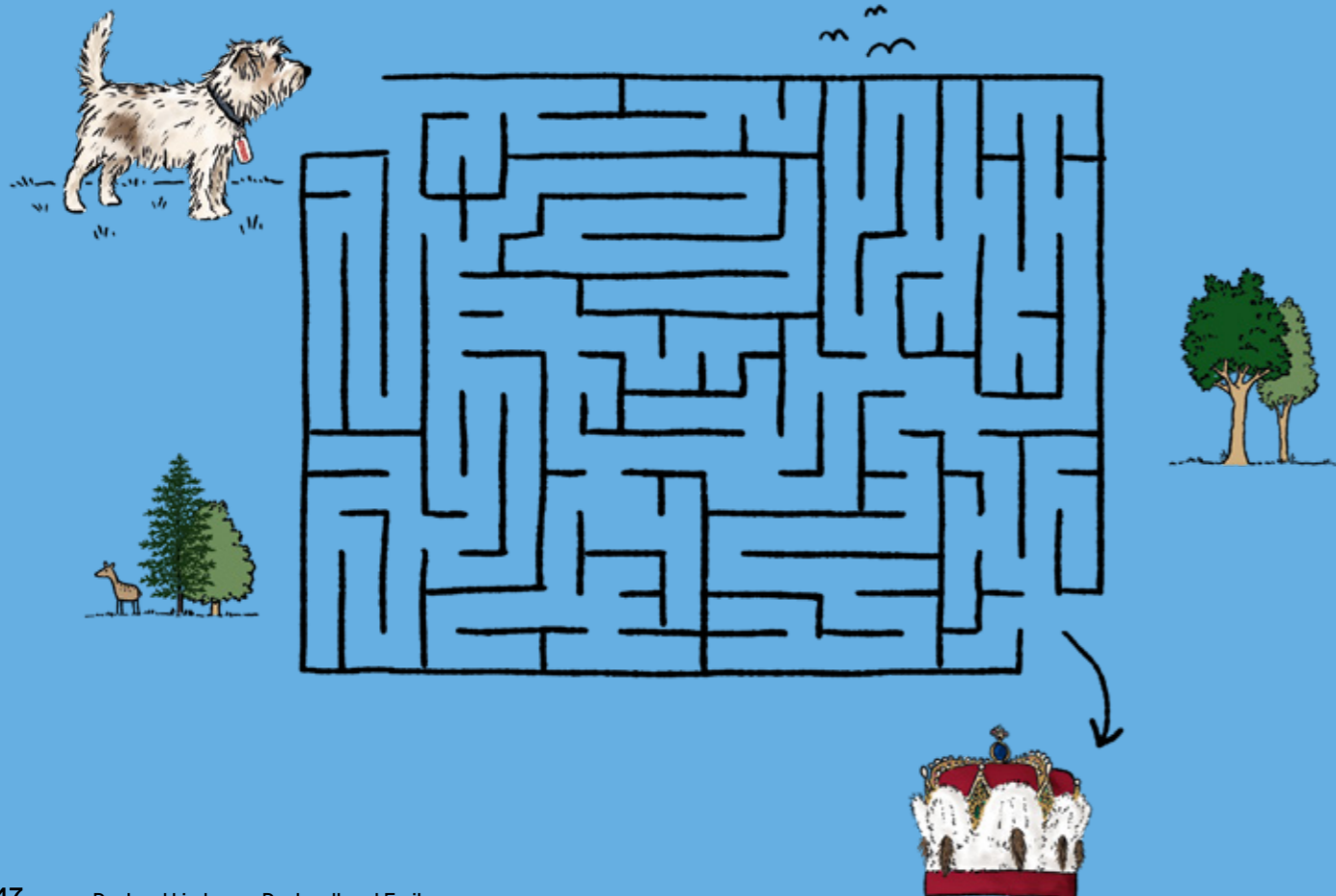
Herzog Rudolf IV. lebte von 1339 bis 1364. Er baute den Stephansdom aus und gründete die Wiener Universität. Im Wiener Dommuseum hängt ein berühmtes Gemälde, das ihn zeigt. Es könnte sich um das erste Porträt der Kunstgeschichte handeln. Der **Erzherzogshut** ist eine Insignie, also ein Zeichen seiner Macht, wie die Krone für einen König. Im Stift Klosterneuburg wird dieser Erzherzogshut aufbewahrt und zu „Leopoldi“, also zum Gedenktag des heiligen Leopold am 15. November, mit der Schädelreliquie des Heiligen gezeigt. Den Erzherzogshut, den du heute sehen kannst, hat vermutlich einer der Nachfolger Erzherzog Rudolfs IV., nämlich Kaiser Maximilian II., anfertigen lassen und dem Stift Klosterneuburg zur dauerhaften Verwahrung übergeben. Im Jahr 1156 erhob Kaiser Friedrich I. Barbarossa im „Privilegium Minus“ die Markgrafschaft Österreich zum Herzogtum. In der Goldenen Bulle von 1356 wurden unter Kaiser Karl IV. die Wahl des Kaisers durch die Kurfürsten und andere Regelungen für das Römische Reich festgeschrieben. Da der österreichische Herzog Rudolf IV. übergangen wurde, versuchte er mit einer Fälschung von Urkunden, dem „Privilegium Maius“, einen den Kurfürsten gleichkommenden Rang zu beanspruchen.

Der Österreichische Erzherzogshut

Jedes ordentliche Kloster hat auch eine Schatzkammer. Hier in Klosterneuburg bewahrt man neben religiösen Geräten und Messgewändern auch eine Schachtel aus Elfenbein auf. Das soll angeblich das Federpenal vom Markgrafen Leopold gewesen sein. Also, ich glaube das nicht. In einem kleinen Altar ist ein Stück vom Brautschleier der Agnes aufbewahrt. Eine ganz besondere Sache ist aber der Österreichische Erzherzogshut, sozusagen die Krone Österreichs.



Erzherzog Maximilian III. stiftete 1616 den Österreichischen Erzherzogshut und verfügte, dass dieser in Stift Klosterneuburg aufzubewahren sei.
© Stift Klosterneuburg



Die österreichischen Herrscher waren erst Markgrafen, dann wurden sie zu Herzögen. Herzog Rudolf IV. war das aber zu wenig und er wollte für Österreich einen besonderen Titel: Erzherzog. Den hat es eigentlich gar nicht gegeben, und darum hat er einige Dokumente gefälscht, die ihm den Titel „Erzherzog“ und andere Vorrechte belegen sollten. Heute nennen wir diese Dokumente das „Privilegium Maius“. Die gefälschten Dokumente hat er Kaiser Karl IV. geschickt, der übrigens sein Schwiegervater war. Der hat sich jedoch nicht reinlegen lassen, sondern einen der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, Francesco Petrarca, beauftragt, die Urkunden zu untersuchen. Er hat die Fälschung gleich erkannt. Erst viele Jahre später, als der Habsburger Friedrich III. Kaiser war, wurden die Dokumente bestätigt und seither konnten sich die Habsburger Erzherzöge von Österreich nennen.

Barocker Ausbau

Wenn du durch das Stift Klosterneuburg streifst, wirst du viele Teile finden, die noch aus dem Mittelalter stammen. Ein großer Teil des heutigen Baus stammt aber aus der Barockzeit. Der Vater von Maria Theresia, Kaiser Karl VI., wollte das mittelalterliche Stift zu seiner barocken Residenz ausbauen, nach dem Vorbild des Escorial in Spanien. Das war ein gigantisches Projekt, nur ein Viertel davon wurde zu Lebzeiten des Kaisers tatsächlich gebaut. Seine Tochter Maria Theresia wollte wohl nicht in einem Kloster leben, hat das Projekt eingestellt und Schloss Schönbrunn gebaut.

Wenn du dich im Eingangsbereich umschaust, der sogenannten Sala Terrena mit den großen Atlanten, die das Gewölbe tragen, siehst du, dass auch dieser Raum nicht fertiggebaut wurde. Teile des Mauerwerks sind nicht einmal verputzt.

Auch die Stiftskirche ist innen barock gestaltet. Wie in einem Rausch wurden Fresken, Ölgemälde, Kapitelle, Pilaster, Stuckverzierungen angebracht. Hinter dieser barocken Pracht stecken aber noch die mittelalterlichen Mauern. Von außen erkennst du sie mit ihren spitzen gotischen und runden romanischen Elementen.

Mit dem Wort „**Stil**“ werden Eigenschaften zusammengefasst, die als charakteristische Elemente für eine bestimmte Zeitepoche in Malerei, Architektur oder Bildhauerei gelten können. Diese Stile verändern sich dann, die Kunst entwickelt sich also weiter, weil z. B. ein Künstler eine geniale Idee hat, die dann von anderen übernommen wird, oder sich auch der Geschmack des Publikums verändert. Im Stift Klosterneuburg findest du vor allem Teile im romanischen, gotischen und barocken Stil.

Die Stiftskirche wurde im Jahr 1136 im Beisein Markgraf Leopold III. geweiht. Ab 1634 wurde das Innere der Kirche in mehreren Phasen barock umgestaltet. Das Äußere ist im romanisch-gotischen Stil geblieben, wobei vieles, was wir heute sehen, Ergänzungen und Rekonstruktionen der Restaurierungen des 19. Jahrhunderts sind. Sie wurden maßgeblich durch den Architekten Friedrich von Schmidt, der auch das Wiener Rathaus plante, vorgenommen. Ein großer Teil der heutigen Stiftsgebäude wurde ab 1730 errichtet, als Kaiser Karl VI. das Kloster zu seiner kaiserlichen Residenz ausbauen wollte. Als Architekten holte er sich Donato Felice d'Allio und Johann Bernhard Fischer von Erlach. 1741, nach dem Tod des Kaisers, wurde der Ausbau eingestellt, lediglich ein Viertel des ursprünglichen Plans wurde umgesetzt.

Informationen zum Stift und zu den Öffnungszeiten findet ihr hier:
www.stift-klosterneuburg.at

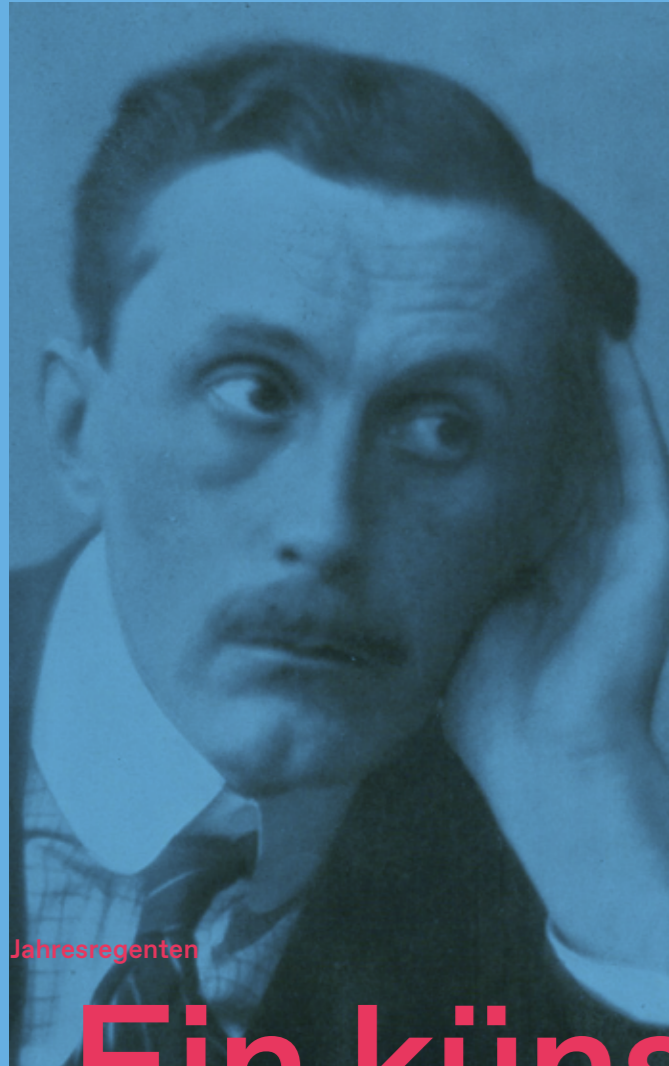
Und wie findet ihr das?
Ich finde das einfach
WAU!

Denkmalhund Emil schnüffelt für das Präsidium im Bundesdenkmalamt und freut sich auf deine Nachricht an emil@bda.gv.at.



Denkmal kultur

Adolf Loos im Alter von zirka 50 Jahren, um 1920
aus: Adolf Loos, *Ins Leere gesprochen*, 1. Bd. 2. veränderte Auflage,
Innsbruck 1932, Vorsatzblatt



Ein Jahrhundert trennte sie, und doch bestanden enge Verbindungen zwischen dem Komponisten Ludwig van Beethoven und den „Meistern des modernen Stils“ Josef Hoffmann und Adolf Loos. Das mehrfache Gedenkjahr 2020 bietet willkommenen Anlass, diesen Verbindungen auf den Grund zu gehen.

2020 wird nicht nur der 250. Geburtstag Ludwig van Beethovens, sondern auch der 150. Geburtstag Josef Hoffmanns und Adolf Loos' gefeiert. Auch wenn man es nicht vermuten würde, verbindet den Komponisten der Wiener Klassik doch einiges mit diesen „führenden Meistern des modernen Stils“ (Fritz Lehmann 1931 im „Prager Tagblatt“). Der Titan der Musik hat zu Lebzeiten die Auffassung von Komposition und Musikästhetik grundlegend verändert und sollte für die Generation der 100 Jahre später Geborenen zur Referenzfigur auf dem Weg zu einer zeitgemäßen Kunstauffassung werden. Beethoven lebte ab 1792 in der kaiserlichen Residenzstadt Wien, dem damaligen Zentrum des europäischen Musikgeschehens. Wie er kamen Josef Hoffmann und Adolf Loos als junge Männer aus der Provinz in die Donaumetropole, um hier ihre Ausbildung zu vervollkommen. Ihr

Jahresregenten

„Ein künstlerischer

Rainald Franz, Angelina Pötschner

Wirken sollte ihnen eine enthusiastische Anhänger- wie auch fanatische Gegnerschaft bescheren. Beethoven, Hoffmann und Loos wurden durch ihnen zugeneigte Förderer und Förderinnen zu entscheidenden Impulsgebern der Kultur für kommende Generationen.

Anton Dominik Fernkorn, Beethovendenkmal am
Beethovengang im 19. Wiener Bezirk, 1862
© BDA



Beitrag zum Festefeiern“*

Josef Hoffmann im Alter von 57 Jahren, 1927
aus: Leopold Kleiner, *Neue Werkkunst Josef Hoffmann*.
Berlin–Leipzig–Wien 1927, Vorsatzblatt



* Titel des Beitrags von Josef Hoffmann zum 100. Todestag des Komponisten in der „Arbeiter-Zeitung“ vom 12.11.1925, S. 17 f.

Beethoven und Loos: „Zum Menschen materialisierter Geist“

Beethovens kompromisslose Hingabe an die Kunst ließ ihn in den Olymp der beiden Modernisten aufsteigen. Adolf Loos erkannte in Beethoven den „zum Menschen materialisierten Geist“: „Keine noch so tätige Reue könnte die Schmach tilgen, wenn man den Geist oder seine Inkarnation, van Beethoven, gehindert hätte, die Neunte Symphonie zu schreiben“, beschwört Adolf Loos 1919 in den „Richtlinien für ein Kunstamt“ die Verantwortung des neu gegründeten österreichischen Staats für die Kunst. Auch das Prinzip der Bekleidung, von Gottfried Semper abgeleitet, wendet Loos als Exeget der Herrenmode auf den Komponisten an, wenn er in „Ornament und Verbrechen“ polemisiert, „die Symphonien Beethovens wären nie von einem Manne geschrieben worden, der in Seide, Samt und Spitzen daher gehen mußte. Wer heute im Samtrock herumläuft, ist kein Künstler, sondern ein Hanswurst, oder ein Anstreicher.“ Als „Künstler im Samtrock“ durfte sich sein Klassenkollege aus der Brünner Staatsgewerbeschule angesprochen fühlen, pflegte Josef Hoffmann doch bis zur Etablierung der englischen Maßschneiderei in Wien durch Loos den Look der französischen Bohème mit Samtjacke und Schleife. Nach gemeinsamen Anfängen im Vorfeld der Gründung der „Vereinigung bildender Künstler Österreichs – Secession“, in deren Organ „Ver Sacrum“ sich Adolf Loos 1898 lobend über „Unsere jungen Architekten“ aus der Schule Otto Wagners geäußert hatte, kam es über die Innengestaltung des Vereinsgebäudes zum Bruch mit Hoffmann, da Loos von ihm übergangen wurde. „Als ich Hoffmann meine erste Wohnung [1899, Wohnung Eugen Stössler, Anm. d. Verf.]

zeigte, hat er sich erst europäisch angezogen. Er eilte aus dieser Wohnung sofort zu meinem Schneider, warf sein Jackett dorthin, wohin seine Kunden seine ausgeführten Entwürfe werfen“, erinnert sich Adolf Loos später.

Beethoven und Hoffmann: Ein „Tempel der Weihe“

Für Josef Hoffmann wurde die Secession zum ersten Feld für eine intensive Auseinandersetzung mit Ludwig van Beethoven. Im Mai 1901 wählte die Vereinigung der bildenden Künstler Österreichs Hoffmann in den Arbeitsausschuss. Ihm kam damit die Aufgabe zu, die geplante Ausstellung rund um das von Max Klinger projektierte Monument für den vom ihm verehrten Komponisten zu gestalten. Es sollte – wie auch von der Journalistin und Salondame Berta Zuckerkandl in einer Ausstellungskritik angemerkt – ein „Tempel der Weihe“ für Beethoven geschaffen werden. Das Werk Klingers war Leitmotiv der Ausstellung. Malerei und Bildhauerei unterstrichen die Bedeutung der polychromen, aus Bronze und unterschiedlichem Stein geformten Skulptur. Josef Hoffmann gestaltete aus Brettern, Ziegeln und Putz in Anlehnung an Sakralbauten ein dreischiffiges Raumgefüge, in dem das Publikum allmählich an die überlebensgroße Monumentalskulptur herangeführt wurde; sie war gleich einem Altar im hinteren Drittel des großen Mittelsaals auf einem unzugänglichen Podest aufgestellt. Die Sichtachsen zur Skulptur wurden für alle Räume durch Wandöffnungen angelegt. So blieb der Anspruch des inhaltlichen Orientierungspunktes Beethoven immer auch visuell präsent. Im ersten Saal trafen die Betrachtenden, die,

wie der Ausstellungskatalog vermerkt, „nicht unvorbereitet an das Werk geführt“ werden sollten, auf den spektakulären, mehr als 30 Meter langen Beethovenfries von Gustav Klimt, dem der Text zur 9. Symphonie von Beethoven zugrunde liegt. Josef Hoffmann äußerte sich begeistert über die Skulptur: „Der Bethofen [sic!] ist so überwältigend schön, daß ich es gar nicht beschreiben mag.“ Die Ideenwelt und Künstlerpersönlichkeit Beethovens hatten Josef Hoffmann zur ersten Ausstellungsgestaltung des 20. Jahrhunderts im Sinne des Gesamtkunstwerkes mit Programm unter Aufbietung aller Mittel und Künstlerbegabungen der Secession geführt. Sogar Gustav Mahler war Teil der Inszenierung und dirigierte im Rahmen der Eröffnungsfeierlichkeiten Stücke von Beethoven. Trotz der breiten Begeisterung für das Werk und die Ausstellung, die von fast 60 000 Personen besucht wurde, scheiterte das Vorhaben, die Skulptur Max Klingers für eine öffentliche Wiener Sammlung anzukaufen. Vehemente Befürworter wie der Wiener Stadtrat Roderich Krenn drangen vergeblich darauf, dass der „Gott der Musik ... in Wien, der Stätte seines Wirkens“, bleiben solle. Im Wien Bürgermeister Karl Luegers wurde unverhohlen antisemitisches Gift verspritzt: Mit dem hämischen Hinweis auf die „spezifisch jüdische ... Auffassung“ der polychromen Monumentalskulptur wurde der Antrag zum Ankauf abgewehrt.

Eine Beethoven-Tonhalle für das „geistige Antlitz der Welt“

Der „Gott der Musik“ inspirierte Josef Hoffmann wie Adolf Loos in ihrem Schaffen auch weiterhin. 1913 widmete der allmählich ertaubende Loos mit „Die kranken Ohren Beethovens“ dem unverstandenen Genie eine Hommage: In Anspielung auf eigene Erfahrungen mit dem Wiener Bürgertum und dessen ablehnende Reaktion auf Neues und Unbekanntes kommt er zu der abschließenden Erkenntnis: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Im Vorfeld des 100. Todestages Ludwig van Beethovens plädiert Josef Hoffmann in der „Arbeiter-Zeitung“ dafür, die zugehörigen Feiern 1927 in „würdiger und auch wertvoller Weise zu begehen“. „Es ist kein Zufall, daß all die schönen, kleinen Häuser, die Beethoven bewohnte, so wunderbar zu seinem Bilde passen ... es gab eine geschlossene, einheitliche Kultur, die allen Dingen dieser Zeit ihren Stempel aufdrückte und die weder das große, öffentliche Gebäude noch auch das kleinste Ding – ein Nähkörbchen oder ein Poesiebuch – gleichgültig behandelte.“ Im Weiteren räsoniert Hoffmann über die Unfähigkeit der damaligen Kulturpolitik, eine den Werken Beethovens angemessene Weihstätte zu errichten. Er gemahnt an den gebildeten Touristen, der an der Gedenktafel mit dem Hinweis auf die Entstehungsstätte der „Missa solemnis“ vorbeigehe, die über einem „Postkästchen unserer gottverlassenen Formgebung“ hänge (Beethoven hatte das Werk 1819 im

sogenannten Hafnerhaus in Mödling geschrieben). Seinen architektonischen Lösungsvorschlag lieferte Hoffmann mit dem Entwurf für eine Beethoven-Tonhalle, die nie ausgeführt werden sollte. Adolf Loos hat das sich stetig erneuernde Nachwirken Beethovens auf Musik und Kultur folgendermaßen charakterisiert: „Hundert Jahre sind seither verflossen, und die Bürger lauschen ergriffen den Werken des kranken, verrückten Musikanten ... Und das komische Gesicht, hinter dem die Gassenbuben spottend nachliefen, wurde dem Volke zum geistigen Antlitz der Welt.“

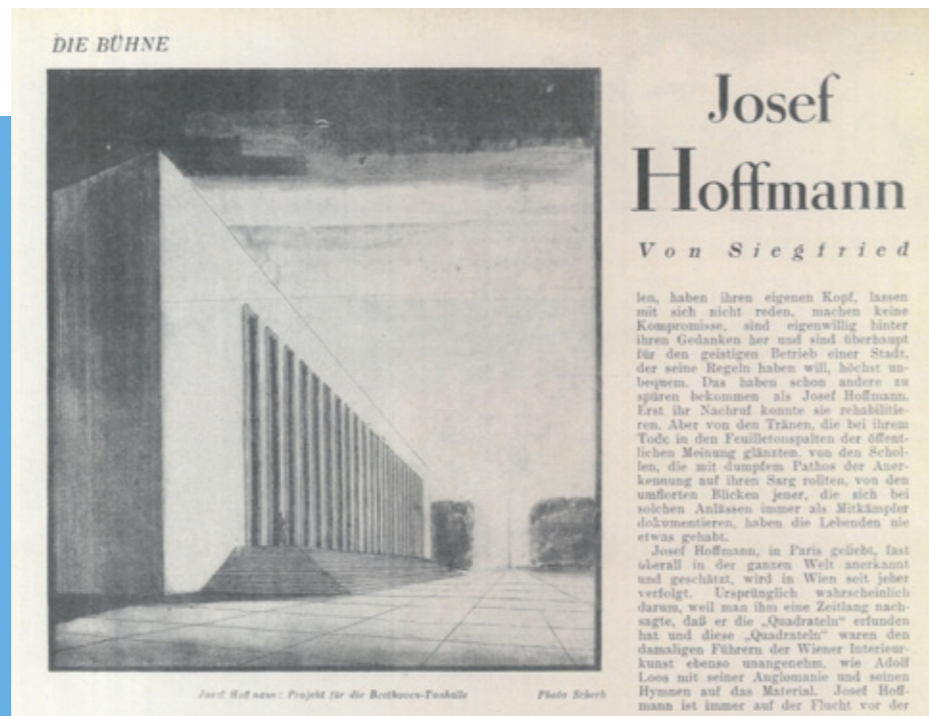
Dr. Rainald Franz ist Kustode für Glas und Keramik am MAK – Museum für angewandte Kunst, Wien, und Kurator des Museums im Geburtshaus Josef Hoffmanns in Brnice, Tschechien.

Mag. Angelina Pötschner ist stellvertretende Leiterin der Abteilung für Burgenland im Bundesdenkmalamt.



Max Klingers Beethoven in der Secession in: Der Floh, 27.4.1902, Nr. 17, S. 4
© <http://anno.onb.ac.at>

Beethoven-Tonhalle



Josef Hoffmanns Entwurf für eine Beethoven-Tonhalle in: Die Bühne, 1927, H. 114, S. 24
© <http://anno.onb.ac.at>



Metallener Rinderschädel über der Einfahrt zur Garage
© BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Bedeutsame Belanglosigkeit?

Meine Mayergasse

Andreas Lehne

Oft sind es winzige Details und bescheidene Objekte, die den Charakter eines Ortes wesentlich prägen. Der „Bedeutsamen Belanglosigkeit“ spürt Andreas Lehne in dieser Kolumne nach. Für die aktuelle Ausgabe hat er solch auffällig Unauffälliges gefunden ...



Schlüsselschild aus Messing dekoriert
© BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Manche Straßen kennt man recht gut, man hat in der Nähe gewohnt oder gearbeitet, öfters Freunde besucht oder sonst wie in der Gegend zu tun gehabt. Man hat sich also genauer umgeschaut, war dort bis zu einem gewissen Grad beheimatet und mit dem Genius Loci auf du und du. Später kommt man nur mehr selten vorbei, und wenn es dann doch einmal geschieht, schaut man mit einer gewissen Bangigkeit nach bestimmten Dingen, die einem seinerzeit als kleine, liebenswürdige Besonderheiten aufgefallen sind und die für einen selbst zum unverzichtbaren Inventar dieser Gasse gehören. Ein bestimmter Baum vielleicht, ein altes Geschäft, ein Kiosk, ein Hauszeichen ... Sind sie wohl noch immer an Ort und Stelle?

Die Mayergasse in der Wiener Leopoldstadt ist für mich so eine Straße. Der eher unauffällige schmale Straßenzug verbindet die Czerningasse mit der Praterstraße und besteht bis heute im Wesentlichen aus schlichten, teils nachträglich veränderten Biedermeierhäusern mit einfachen Fassaden. Der auffälligste Bau in dieser Gasse ist das Eckhaus zur Praterstraße, der prunkvolle Dogenhof mit seiner von venezianischen Palästen inspirierten historistischen Fassade. Dieser exotische Bau und auch das gegenüberliegende andere Eckhaus zur Praterstraße stehen übrigens unter Denkmalschutz; die übrigen Bauten gehören zu einer nach der Wiener Bauordnung errichteten Schutzzone.

Beim Durchgehen halte ich vor allem nach zwei Dingen Ausschau und freue mich jedes Mal, dass sie noch vorhanden sind. Das eine ist das in der bescheidenen Gegend hervorstechende noble Einfahrtstor des Hauses Nr. 11, das andere ein vollplastischer, metallener Rinderschädel beim Haus Nr. 10. Diese unauffälligen Details gehören für mich einfach zur Mayergasse, als zwar kleine, aber doch auch wichtige Teile ihrer Straßenpersönlichkeit. Sind diese winzigen Details Denkmäler? Sie liegen, was ihre Bedeutung betrifft, natürlich unter der Wahrnehmungsschwelle einer Denkmalbehörde, und doch sind auch diese bescheidenen Objekte Denkmale in dem Sinn, dass sie auf längst Vergangenes verweisen. Der Rinderkopf erinnert an jene fernen Zeiten, als es noch Fleischhauereien gab, richtige Fleischhauereien, in denen ganze Tierhälften verarbeitet wurden. Das mit zwei Löwenkopfreiefs aus Messing und einem ebenfalls aus Messing gegossenen, reich dekorierten Schlüsselschild versehene Portal zeigt, dass in der Leopoldstadt gediegene Hausherrn gebaut haben, die ihre Häuser mit einem gewissen Aufwand und Schönheitssinn ausstatten ließen. Es verweist aber auch auf eine Vergangenheit, in der allerlei Kriegsgerät (nach heutigen Begriffen Tötungswerkzeug), zierlich im kleinen Oval des Schlüsselschildes arrangiert, als hübscher Schmuck eines bürgerlichen Hauses gelten konnte und vielleicht auch ein wenig die Wehrhaftigkeit des Eigentümers bezeugen sollte.

[Dr. Andreas Lehne ist Pensionist und ehemaliger Leiter der Abteilung für Inventarisierung und Denkmalpflege im Bundesdenkmalamt.](#)

Von der Marginalisierung zur Aufhebung der religiösen Kunst?

Wolfgang Kimmel

Im Frühjahr 2020 wurde prophezeit, dass die Welt „nach Corona“ eine andere sein werde. Das mag auch auf die künftige Geltung des Kunstwerks zutreffen, insbesondere des sakralen. Provokante Gedankensplitter in Zeiten der Krise.

Rund um den 20. Februar 2020, wenige Tage vor Beginn der Fastenzeit, war er der Aufmacher in den Feuilletons der Qualitätsmedien unseres Landes: Erwin Wurms Riesen-Pulli als Beitrag des Star-Ironikers der heimischen Kunstszene für das diesjährige Fastentuch im Wiener Stephansdom.

Drei Wochen später waren alle Gottesdienste untersagt und die Kirchen verwaist. Eilends waren die kultischen Handlungen vor das Brennglas der Smartphone-Kameras gewandert. Wo vorher, in Kathedralen und Basiliken, liturgische Kunstfertigkeit zelebriert worden war, brannten sich nun die schlichten Bilder einsam feiernder Bischöfe ins katholische Gedächtnis.

Mit einem Mal war der Lack des Sakralen vom liturgischen Geschehen ab, und der ästhetisch-künstlerische Anspruch, seit jeher ein Merkmal des Katholischen, hatte sich den technischen Notwendigkeiten von Social Media unterworfen. Wenn in den Wochen um Ostern 2020 behauptet wurde, dass die Welt „nach Corona“ nicht mehr dieselbe sein werde wie davor, dann gilt das möglicherweise auch für die künftige Geltung des Kunstwerks, insbesondere des sakralen, in unserer Gesellschaft.

Sakralkunst auf dem Weg zur Marginalisierung

Mit der Beschleunigung des Säkularismus, besonders ab dem letzten Viertel des 20. Jahrhunderts, hat sich die Kluft zwischen Gegenwarts- und Sakralkunst noch einmal vergrößert.



Mária-Pöcs-Altar im Stephansdom © Kathpress, Foto: Paul Wuthe



Kirchenbänke Pfarrkirche Pollham © BDA, Foto: Irene Hofer

Das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) vermochte zwar neues Verständnis seitens der Kirche für die zeitgenössische Welt quasi amtlich zu formulieren, doch das anfänglich spürbare Interesse, auch der Kunst, am Aufbruch der Kirche blieb, wie vieles andere in der Folgezeit, „im Sprung gehemmt“ (so der Titel eines 1998 erschienenen Buchs des Wiener Weihbischofs Helmut Krätzl).

Der Dialog zwischen der zeitgenössischen Kunst und der katholischen Kirche erfährt im deutschsprachigen Raum durch das eindrucksvolle Wirken einiger Priesterpersönlichkeiten immer wieder eine durchaus wirkungsvolle Belebung, bleibt aber doch die Ausnahme. Auch wenn in den vergangenen zwei Jahrzehnten in einigen österreichischen Diözesen (vor allem Graz und Linz) nennenswerte künstlerische Eingriffe im Zusammenhang mit Kirchensanierungen oder Altarprojekten verwirklicht werden konnten, ist die Einbringung zeitgenössischer Kunst in den sakralen Raum zumeist zeitlich befristeten Interventionen vorbehalten, vor denen sich wegen ihres flüchtigen Charakters schließlich niemand zu fürchten braucht.

Fazit: Der Anschluss der sakralen Kunst an den zeitgenössischen Kunstbetrieb wurde nicht vollzogen, was zur Folge hat, dass christliche Ästhetik von der Öffentlichkeit vor allem als Vergangenheitskunst wahrgenommen wird. Das tägliche Geschäft mit der sakralen Kunst ist Denkmalschutz, die Konservierung des Alten.

Die Spielregeln im Daily Business zwischen Kirche (als größtem privaten Kunstbesitzer des Landes) und Staat (als hoheitlich agierender Denkmalschutzbehörde) sind – so sehr sie etabliert und eingespielt sein mögen – auch nicht für die Ewigkeit geschrieben. (Die entsprechenden *checks and balances* finden sich im Denkmalschutzgesetz, besonders spannend im sogenannten Liturgieparagraf § 5 Abs. 4 dmsg.) Vielleicht ist es jetzt an der Zeit, angesichts eines unleugbaren kulturellen Wandels unserer Gesellschaft und dessen Beschleunigung durch die Corona-Krise über ein neues Verständnis des sakralen Erbes in unserem Land ins Gespräch zu kommen?

Dazu seien einige, mitunter provokante, Gedankensplitter zu Papier gebracht.

Sakralkunst auf dem Weg zur Aufhebung?

Die Erhaltung historischer Sakralbauten hat ihren Preis. Die Corona-Krise wird den Rückgang der Kirchenbeiträge dramatisch beschleunigen. Damit schrumpfen die finanziellen Ressourcen der Kirchen zur Erhaltung ihres Kulturguts. Hohe konservatorische Anforderungen können nicht mehr erfüllt werden.

Die Erosion der klassischen Bildung und damit des Verständnisses für das sakrale Erbe macht auch vor den Kirchen und ihren Vertretern nicht halt. Das abendländische Erbe ist weitgehend versteinert und wird abgerüstet. Die Entfremdung der Menschen von der (einst) elitendominierten Religion und der Individualismus führen auch im Bereich des Religiösen zu neuen Organisationsformen wie den Hauskirchen oder virtuellen Vernetzungen, für die alte Bauwerke kaum Bedeutung haben. Liturgische, in Kunstwerken zur Schau kommende Formen (Reliquien, Bilder, Prozessionen) sind am Verschwinden.

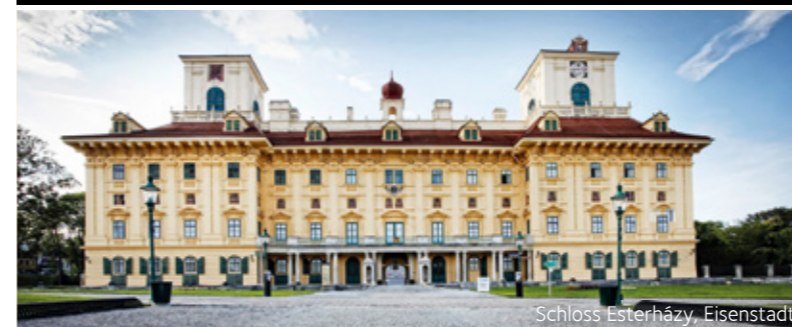
Mit dem katholischen Gepräge unserer Gesellschaft ist es vorbei, der „barocke Kompromiss“ im Verhältnis von Kirche und Staat (Charles Taylor, „Die Formen des Religiösen in der Gegenwart“, 2002) weicht einer voranschreitenden Entfremdung. Die Minorisierung der Glaubensgemeinschaften im Staat kann mittelfristig zu einem radikalen Aufbruch religiöser Strömungen führen, der, durchaus im biblischen Traditionsstrang eines prophetischen Ikonoklasmus, in neuen Bildsprachen seine Ausdrucksform findet. Anzeichen dafür, binnenkatholisch oft als „protestantisch-freikirchlich“ verunglimpft, gibt es. Die Sehnsucht nach Schönheit bleibt, aber: Schönheit ist nicht selbst das Heilmittel, sondern Hinweis auf den göttlichen Heiland.

Das Kunstwerk als „Hoheit“ hat abgedankt, so Wolfgang Ullrich („Tiefer hängen. Über den Umgang mit der Kunst“, 2013). Ob diese These für das profane Kunstwerk gilt, sei hier dahingestellt. Sakrale Kunst hat nach dem Verständnis der Bibel per se eine untergeordnete Funktion: Sie dient einzig dem Lob Gottes (vgl. Lev 35ff.), alles andere ist Götzendienst (vgl. Ex 32). Damit steht jedes selbstreferenzielle und museale Verständnis von Sakralkunst auf dem Prüfstand. Nicht die Kunst befreit den Menschen, sondern der Geist Gottes.

Sollten die Sakralbauten der Glaubensgemeinschaften coronabedingt monatelang ungenutzt bleiben und sich die Feiern des Glaubens (Gottesdienste, Gebetstreffen u. a. m.) verstärkt in den sozialen Netzen etablieren, dann erhebt sich ganz grundsätzlich die Notwendigkeit eines neuen Verständnisses von Kirche als „Haus aus lebendigen Steinen“ (1 Petr 2,5). Dies könnte wohl auch im Sinne des amtierenden Papstes sein, der seine Kirche lieber als Feldlazarett denn als goldgeschmückten Prachtbau verstanden wissen möchte.

Dr. theol. Wolfgang Kimmel ist katholischer Priester und lebt in Wien.

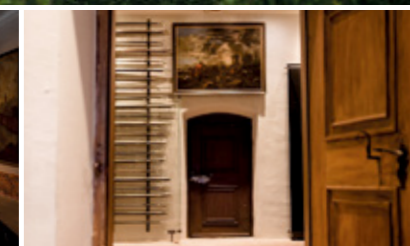
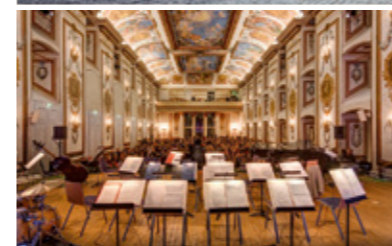
Esterhazy



Schloss Esterházy, Eisenstadt



Burg Forchtenstein



GROSSE SCHÄTZE UND GESCHICHTE

Konzerte | Ausstellungen | Kulinarik | Events

esterhazy.at

denk mal GESTERN: Denkmal heute

Gabriele Roithner

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wird vom Bundesdenkmalamt beziehungsweise seiner Vorgängerorganisation das gebaute kulturelle Erbe Österreichs dokumentiert. Im Lauf der Zeit entstanden so weit über 600 000 Fotos und 300 000 Dias.

Um den analogen Bestand künftig auch digital abrufen und via Internet der Allgemeinheit zur Verfügung stellen zu können, erfolgt seit 2019 seine schrittweise Digitalisierung. „denk mal GESTERN: Denkmal heute“ wirft vorab Schlaglichter darauf ...

Wagrain gestern

Wagrain Hauptplatz 1922 @ BDA



heute



Wagrain Hauptplatz 2018 @ BDA, Foto: Petra Laubenstein

Die beiden Aufnahmen von Wagrain waren in der Foto-Schau „Elementare Architektur“ in den Amtsräumen des Bundesdenkmalamtes in der Wiener Hofburg zu sehen. Den Titel eines Buches von Raimund Abraham aufgreifend, spürte die Ausstellung mit Fotografien aus den Beständen des Bundesdenkmalamtes der Beziehung der zeitgenössischen Architektur zum gebauten Erbe in den Kulturlandschaften Österreichs nach. Das Motto „Der Zukunft eine Vergangenheit geben“ wurde auf historische und zeitgenössische Kulturlandschaften sowie die Bestände des Bundesdenkmalamtes zur bäuerlichen Architektur erweitert.

Wagrain wurde 1927 von einem Großbrand heimgesucht. Die historische Aufnahme stammt aus der Zeit davor, von 1922. Petra Laubenstein, Fotografin des Bundesdenkmalamtes, hat die Aufnahme aktuell nachgestellt.

Gabriele Roithner ist Mitarbeiterin im Fotoarchiv der Abteilung für Inventarisierung und Denkmalforschung im Bundesdenkmalamt.

Welterbe

Hallstatt – Weltkulturerbe im Untergrund

Hans Reschreiter



Das Salzbergwerk Hallstatt ist mit der umliegenden Kultur- und Industrielandschaft nicht nur begehrt. Einmalige prähistorische Funde machen Hallstatt zu einem Schlüsselort der Forschung. In der Vermittlung geht man mit Bronzezeitkino und Virtual Reality innovative Wege, die tief ins Innere des Salzbergs führen.

Die Großvitrine wird „bespielt“. Inszenierung und grafische Gestaltung übernahm die Firma Scenomeia.
© Scenomeia

Die modernen Stollen und die prähistorischen Fundstellen wurden gescannt. So ließ sich ein 3-D-Modell der archäologisch relevanten Bereiche erstellen.
© D. Brandner/NHM Wien;
S. Simentschitsch/Salinen Austria AG



Weltweit sind nur drei prähistorische Salzbergwerke bekannt: Hallstatt, Hallein und Cherabad im Iran. In Hallstatt begann der Salzabbau in der Steinzeit. Seitdem wird hier – heute mit modernster Technik – Salz gewonnen. 2019 waren es über 200 000 Tonnen. Rund um das Bergwerk hat sich im Lauf von 7 000 Jahren Salzgewinnung die älteste Kultur- und Industrielandschaft der Welt herausgebildet, in der immer noch produziert wird.

Schlüsselfundort für das Verständnis der europäischen Geschichte

Von der Bronzezeit bis in römische Zeit sind in Hallstatt ausgedehnte Bergbaue nachgewiesen (1500 v. Chr.–200 n. Chr.). In den riesigen untertägigen Abbaukammern ließen die Bergleute alles an Werkzeugen, Geräten und Betriebsmitteln zurück, was zu Bruch gegangen war oder nicht mehr benötigt wurde. Dank der besonderen Erhaltungsbedingungen im Salzberg haben sich so in diesem Betriebsabfall tausende prähistorische Gegenstände aus organischen Materialien wie Holz, Fell, Leder und Textil erhalten. Viele Gegenstände, die in der Bronzezeit und der Eisenzeit in Europa alltäglich waren, überdauerten einzig in diesem Bergwerk die Jahrtausende. So fanden sich hier der älteste Rucksack ebenso wie die ältesten Handschuhe und die älteste Holzstiege Europas.

Das Salz machte Hallstatt um 800 v. Chr. zu einer der reichsten Gemeinschaften in Mitteleuropa. Die außerordentlichen Beigaben in den Gräbern der Bergleute zeugen eindrucksvoll von dieser Glanzzeit: Auf die Reise ins Jenseits wurden den Verstorbenen Bernstein, Elfenbein und Wein aus



Der Zugang zur Fundstelle Enderwerk (Mi.) nach der Sanierung © H. Reschreiter/NHM Wien

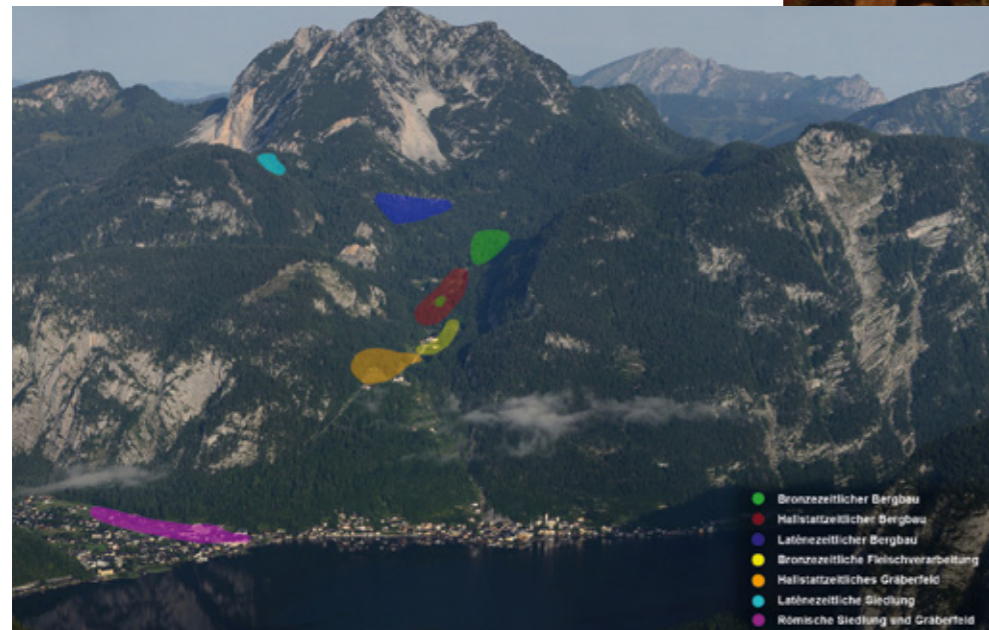
dem Süden mitgegeben. Die einmaligen Funde aus Bergwerk und Gräberfeld machen Hallstatt zu einem Schlüsselfundort für das Verständnis und die Erforschung der europäischen Geschichte und haben wesentlich zur Ernennung zum UNESCO-Weltkulturerbe 1997 beigetragen. Dieser Sonderstellung wurde auch durch die Unterschutzstellung der „Archäologischen Denkmallandschaft Salzbergtal und Dammwiese“ nach dem Denkmalschutzgesetz Rechnung getragen.

Erhaltung des „Welterbes im Dunkeln“

Fast 100 prähistorische Fundstellen sind bisher im Hallstätter Salzberg bekannt. Sie wurden alle im Zuge der Bergbautätigkeit der vergangenen Jahrhunderte entdeckt. Viele davon befinden sich in Bereichen des Berges, die vom aktiven Bergbau nicht mehr betroffen sind. Die zu den urgeschichtlichen Abbauorten führenden Stollen werden ohne regelmäßige Instandhaltungsmaßnahmen in absehbarer Zeit nicht mehr befahrbar sein oder sind es bereits zum jetzigen Zeitpunkt nicht mehr. Um den untertägigen Teil des UNESCO-Weltkulturerbes zu erhalten, wurde 2017 in einer Kooperation von Bundeskanzleramt, Land Oberösterreich, Bundesdenkmalamt, Naturhistorischem Museum Wien und Salinen Austria AG erfolgreich mit der Sanierung der bedeutendsten Fundstellen begonnen. Bis 2026 werden die Arbeiten abgeschlossen und das „Welterbe im Dunkeln“ wieder gefahrlos zugänglich sein.

Die Salinen Austria AG ist mit diesem groß angelegten Sanierungsprojekt direkt und zentral an der Erhaltung des Weltkulturerbes beteiligt. Dank der ausgezeichneten Kommunikation und des gegenseitigen Respekts zwischen Bergbau und archäologischer Forschung ist es kein Widerspruch,

Das Salzbergtal mit den prähistorischen Fundstellen liegt 400 Meter oberhalb von Hallstatt. © D. Brandner/NHM Wien



Bergleute bei ihren Arbeiten im Stollen

Seit Kurzem können Besucherinnen und Besucher mittels VR-Brillen virtuell in den Bergbau der Bronzezeit eintauchen, durch die gigantische Schachanlage navigieren, die Bergleute bei ihren alltäglichen Arbeiten im Stollen beobachten sowie die Stiege und den Salztransport darauf im Detail verfolgen.
© I. Slamar, J. Prenner/Scenome-dia; H. Reschreiter, D. Brandner/NHM Wien, Salzwelten GmbH



einen modernen Industriebetrieb weiterzuentwickeln und das Weltkulturerbe dennoch zu bewahren. Moderne Infrastruktur und prähistorische Fundstellen finden sich in unmittelbarer Nachbarschaft. Durch die Kooperation von Naturhistorischem Museum Wien, Salinen Austria AG und Salzwelten GmbH konnte die alte Bergschmiede am Hallstätter Salzberg zu einem Forschungszentrum ausgebaut und die Basisfinanzierung für die archäologischen Ausgrabungen bereitgestellt werden. Die Restaurierung, Inventarisierung und Bearbeitung der Funde übernimmt das Museum. Forschungen und Analysen werden über Drittmittelprojekte finanziert.

Vermittlung mit innovativen Mitteln

Das gute Zusammenspiel von Wirtschaft, Tourismus, Forschung und Konservierung war auch die Grundlage dafür, dass für die Erhaltung der ältesten Holzstiege Europas eine maßgeschneiderte Lösung gefunden werden konnte. Im Naturwissenschaftlichen Labor des Bundesdenkmalamtes, im Naturhistorischen Museum und im Institut für Holztechnologie der Universität für Bodenkultur Wien wurde das Konzept für die Rettung dieser ältesten unter Denkmalschutz stehenden Holzkonstruktion Österreichs erarbeitet. Die Stiege wurde zerlegt, aufwendig dokumentiert und dann in einer neu errichteten Kaverne im Bergwerk wieder aufgebaut. Als neue „Heimat“ dient der Stiege nun eine Großvitrine, die zu den Höhepunkten der Bergwerksführung zählt. In den Salzwelten Hallstatt (www.salzwelten.at) werden auf diese Weise jährlich über 150 000 Besucherinnen und Besucher an die 7 000-jährige Salzgeschichte herangeführt. Zusätzlich stehen Sonderführungen zu den Fundstellen im Angebot.

Das neu geschaffene Bronzezeitkino war Startpunkt für die digitale und virtuelle Vermittlung des im Untergrund verborgenen Kulturerbes. Die archäologische Forschung, die tief im Inneren des Berges stattfindet, wird so „sichtbar“. Im Rahmen des EU-Interreg-Projekts VirtualAch ließ sich gemeinsam mit der Salzwelten GmbH und Scenome-dia sowohl die Basis für eine virtuelle Tour zu den Fundstellen im Bergwerk schaffen als auch ein Virtual-Reality-Raum am Hallstätter Salzberg realisieren.

Die archäologische Forschung ist aber nicht nur in Hallstatt, sondern auch im Netz präsent. In einem Blog (<http://hallstatt-forschung.blogspot.co.at>) können die archäologischen Arbeiten verfolgt werden. Eine Onlinereihe zum Fundort ist im Aufbau begriffen (www.nhm-wien.ac.at/verlag/wissenschaftliche_serien/archon).

Ankerpunkte in der Landschaft

Im Salzkammergut wird bis heute Salz in großem Stil produziert. Infolge von Automatisierung und technischem Fortschritt sind immer weniger Menschen damit beschäftigt, und die notwendige Infrastruktur ist heutzutage beinahe unsichtbar. Salz ist daher nicht mehr landschaftsprägend und identitätsstiftend – so wie in den vergangenen Jahrtausenden. Die älteste Industrie- und Kulturlandschaft ist dabei, zur Tourismuslandschaft zu werden. Um die 7 000-jährige Salzgeschichte dennoch weiter tradieren und erzählen zu können, haben sich Ankerpunkte in der Landschaft bewährt. Nun kommt den verbliebenen Industriedenkmalen der Salzproduktion und des Transports verstärkte Aufmerksamkeit zu. So werden etwa Stollenportale saniert, rückt die Trasse der Soleleitung von Hallstatt über Bad Ischl nach Ebensee stärker in den Fokus und werden Betriebsgebäude behutsam adaptiert.

Der Tourismus bietet die Möglichkeit, die faszinierende Salzgeschichte für ein breites Publikum zu transportieren und das Salzkammergut als Salzlandschaft weiter zu verankern. Das Wachstum der Besucherzahlen geht fast zwangsläufig mit einem Ausbau der Infrastruktur einher. Die Errichtung von Infrastruktur bedingt aber oft Bodeneingriffe oder die Veränderung von Bausubstanz. Viel Fingerspitzengefühl und Sensibilität sind nötig, um das Einmalige dieser über Jahrtausende gewachsenen Kulturlandschaft zu erhalten und gleichzeitig weiterzuentwickeln.

Mag. Hans Reschreiter arbeitet am Naturhistorischen Museum Wien in der Prähistorischen Abteilung und ist seit 2001 für die archäologischen Forschungen im Hallstätter Salzberg verantwortlich. Seine Forschungsschwerpunkte liegen auf Montanarchäologie, Ethnoarchäologie und Experimenteller Archäologie.

Stiege und Salztransport



Verschwundene Wiener Hotels und ihre Tafelkultur – ein Beispiel

Annette Ahrens

Hotelsilber, edle Gläser und gestärkte Tischwäsche: Um 1900 pflegte man in den großen Hotels an der Wiener Ringstraße die Kunst des Tafelns und des Tischdeckens. In den kleinen Gegenständen des Alltags hat sich die Erinnerung auch an längst verschwundene Hotelpaläste erhalten.

Postkarte um 1920, Werbung für die beiden „Hess' Hotels“ „Österreichischer Hof“ und das heute noch existierende Haus „König von Ungarn“
@ Annette Ahrens, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Versilberte Besteckteile der Fa. Berndorf mit Spezialgravur für Ferdinand Hess, um 1910
@ Annette Ahrens, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Der Kunst des Tafelns und des Tischdeckens sowie der damit verbundenen Gastronomie war mit der Eröffnung der großen Ringstraßenhotels in Wien um 1900 eine wunderbare Bühne gegeben. Doch wie können wir Historikerinnen und Historiker heute eine visuelle Vorstellung vom Flair der Vergangenheit geben, wenn viele dieser Häuser nicht mehr existieren oder längst ihre Kochkunst und Tafelkultur modernisiert haben?

Gäste als Sammler

So sind es die kleinen erhaltenen Gegenstände des Alltags, die den Kenner oder die Kennerin auf verloren gegangene Hotelpaläste aufmerksam machen können – zum Beispiel versilbertes Alpacca-Besteck, sogenanntes Hotelsilber, das die Firma Arthur Krupp in Berndorf in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einem breiten Publikum zu erschwinglichen Preisen anbot. Die Nachfrage nach diesem Luxussegment der Tafelkultur hatte in den bürgerlichen Schichten enorm zugenommen, war doch der adelige Lebensstil insbesondere vom jüdischen Geldadel in seinen Ringstraßenpalais als begehrenswertes Detail der Selbstdarstellung für sich entdeckt worden.

„Österreichischer Hof“

Eines dieser längst vergessenen Wiener Grand Hotels stand in der Rotenturmstraße 18 im ersten Wiener Bezirk. Bereits ab 1814 hatten Ferdinand und Valerie Hess an dieser Adresse ein Hotel betrieben, wohl unter dem Namen „Heidner“. Nach langjährigem erfolgreichem Betrieb wurde unter Josef Hess 1861 anstelle des alten Hauses auf einer Fläche von 1 150 Quadratmetern mit einem Aufwand von knapp einer halben Million Gulden der „Österreichische Hof“ errichtet. Als Architekt ist der in jüdischen Kreisen beliebte und oftmals beauftragte Anton Baumgartner (* 26. Oktober 1820 in Totis, Ungarn; † 5. April 1887 in Wien) belegt. Für den späteren Umbau im Jahr 1900 zeichnete Architekt Ludwig Schmidl (* 23. April 1863 in Wien; † 20. März 1924 ebenda) verantwortlich. Der heute mit dem Hotel in Verbindung gebrachte Ferdinand Carl Hess wurde vor dem Umbau am 12. August 1897 als Sohn von Josef Hess in Wien geboren. Dieser später auch politisch tätige Hotelier starb am 10. Februar 1980 in Klosterneuburg.

Mit der grafisch modern gestalteten Postkarte um 1920 warben die „Hess' Hotels“ mit immerhin 250 Betten, fließendem Wasser, Zentralheizung, Telefon, 30 Privatbädern und einem Restaurant. Besonders betont wird die „Gefolgschaft,



Neue Mittelschule Großwarasdorf, Burgenland, 1968 bis 1972 errichtet von Matthias Szauer © Johann Gallis

Denkmal diskursiv

Schulen der Nachkriegszeit

Sabine Weigl

Viele Schulbauten der 1960er- und 1970er-Jahre sind Ausdruck der Schulreform in Österreich und machen den Einfluss moderner pädagogischer Erkenntnisse sichtbar. Eine Bestandsaufnahme dieser Denkmale zwischen Brutalismus und Funktionalismus, zwischen Alltag, Bewunderung und Verlust.

Es ist wohl, wie so oft, eine Generationenfrage. Wir tun uns schwer mit der Wertermittlung von Bauten, die eng mit unserer eigenen Biografie zusammenhängen. Ganz klar, unter einem Denkmal stellt man sich gemeinhin etwas Altes, Schönes und vor allem auch etwas Seltenes vor, wie etwa ein barockes Palais, ein Renaissance-Schloss oder einen mittelalterlichen Stadel, und nicht etwa ein Gebäude aus der Nachkriegszeit aus Stahlbeton, in welchem man seit seiner Kindheit ein und aus geht. Doch das österreichische Denkmalschutzgesetz kennt keine Altersgrenze für potenzielle Denkmale. Alois Riegl schlug Anfang des 20. Jahrhunderts vor, nur Objekte, die älter als 60 Jahre sind, unter Denkmalschutz zu stellen, um Fehleinschätzungen zu vermeiden. Das klingt nach einer langen Zeit für die Nachkriegsarchitektur; doch blicken wir auf das heutige Datum, haben wir diese Distanz bald erreicht.

In Architektur, Kunstgeschichte und Denkmalpflege herrscht Konsens über die Bedeutung der Nachkriegsarchitektur der 1950er- bis 1970er-Jahre, ja, es ist gar ein Hype um deren Erhaltung und Präsentation ausgebrochen. Die Diskrepanz zwischen überbordender Bewunderung in der Fachwelt und fehlender Wertschätzung bei jenen, die oftmals die Verantwortung für diese Gebäude innehaben, gilt es für die Denkmalpflege zu überwinden. Zu oft kam es bereits zu einem Wettlauf zwischen der Inventarisierung und der Bewertung eines Objektes mit dem drohenden Verlust des Gebäudes.

Reformen im Schulwesen – neue Typologie im Schulbau

In den 1950er- bis 1970er-Jahren ließen Bund, Länder und Gemeinden zahlreiche Schul- und Universitätsbauten sowie Ämter, Kultureinrichtungen und Freizeitanlagen errichten. Die damals gebaute Architektur repräsentiert bis heute den wirtschaftlichen Aufschwung des Wohlfahrtsstaates Österreich. An öffentlichen Gebäuden wie beispielsweise den Schulen – die für viele Menschen bis heute Orte des täglichen Lebens darstellen – kann die damals vorherrschende Politik auf bemerkenswerte Weise abgelesen werden.

Österreichs Schulbauten waren bis 1945 vor allem Gangschulen, in denen nach dem Vorbild von Klosterschulen bzw. Kasernen entlang eines langen Ganges eine Vielzahl von Klassenzimmern aneinandergereiht wurde. Nach 1945 gewannen pädagogische Konzepte mehr an Bedeutung. Schulgebäude der klassischen Moderne sollten aus wenigen Klassen bestehen und möglichst ebenerdig sein, die Verbindung zur Natur garantieren. Typisch waren weitläufige, oft eingeschobene Anlagen, für die die Öffnung des Innenraumes nach außen, zum Freiraum und zum Licht, wesentlich waren. Nur wenige dieser sogenannten Freiluftschulen wurden realisiert, wie beispielsweise die Freiluftschule Floridsdorf in der Franklinstraße 27–33, errichtet 1959 bis 1961 nach Plänen Wilhelm Schüttes, des Ehemanns von Margarete Schütte-Lihotzky.

Um 1960 fand ein Reformprozess im österreichischen Schulwesen statt, den 1962 das Schulgesetzwerk beschloss. Als Folge der Schulreform sowie des Bevölkerungswachstums kam es ab den 1960er-Jahren zu einem wahren Schulbauboom. Die österreichischen Architektinnen und Architekten der 1960er-Jahre orientierten sich weitaus mehr am internationalen Schulbaudiskurs, als es noch in der klassischen Moderne der Fall gewesen war. Man erkannte, dass die neuen Lernmethoden der Bildungsoffensive auch eine neue Typologie im Schulbau erforderten.

Brutalismus und funktionalistische Ökonomie

Der Architekt Viktor Hufnagl hat die Entwicklung wesentlich bestimmt und leistete mit der architektonischen Entwicklung der Hallenschule Pionierarbeit in Österreich. Mit dem Bau der Neuen Mittelschule in Weiz, Steiermark, von 1965 bis 1968 wurde österreichweit erstmals ein Schultyp mit einer in der Mitte liegenden, ausschließlich von oben belichteten Halle und umlaufenden Galerien realisiert. Die Weizer Schule ist eine kraftvolle Betonarchitektur im Stil des Brutalismus, einer Architekturströmung, für die hauptsächlich in den 1960er-Jahren die Verwendung von rohen Materialien wie Sichtbeton als Gestaltungselement gleichwie als Werkstoff für eine stabile Konstruktion charakteristisch war. Der Begriff Brutalismus leitet sich von „béton brut“ („roher Beton“) ab, dem französischen Ausdruck für Sichtbeton. Im Inneren



Neue Mittelschule Weiz, Steiermark, 1965 bis 1968 errichtet von Viktor Hufnagl © BDA, Foto: Sabine Weigl

Architektur des Brutalismus

erlaubt es eine modulare Stahlbeton-Tragstruktur mit wenigen Stützen und Kassettendecken, den gesamten Schulraum zu öffnen. Die Aula dient nicht nur der Erschließung, sondern auch als Pausenraum und Kommunikationszone sowie als Raum für schulinterne Veranstaltungen. Gemäß dem damals propagierten Geist der „offenen Schule“ sollte der Hallenraum ein kulturelles Zentrum für die ganze Stadt Weiz sein.

Am Ortsrand von Großwarasdorf im Burgenland liegt die nach Plänen von Matthias Szauer 1968 bis 1972 ebenfalls als Sichtbetonarchitektur errichtete Neue Mittelschule. Die Kombination aus springenden Bauteilen, Überhöhungen und vorkragenden Elementen sowie das Zusammenspiel von glatten und rauen Betonoberflächen erzeugen ein geschichtetes skulpturales Erscheinungsbild, das die strukturalistische Bauauffassung der Architektur des Brutalismus widerspiegelt. Für ein besonderes Spannungsmoment platzierte Szauer eine Ornamentik aus Sichtbeton mit geometrischen Elementen von Mathematik und Geometrie, die auf den Zweck des Gebäudes schließen lässt. Die Schulanlage vereint die unterschiedlichen typologischen Schulkonzepte von Gang- und Hallenschule in einem Bauwerk. Parallel zur äußeren Erschließungsstraße erfolgt die Gliederung der verschiedenen Funktionsschichten entlang eines langen Ganges. Er mündet in eine Halle, die als Raum der Begegnung fungiert und von der die Klassenzimmer zentral erschlossen werden.

Die Ursulinen-Schule in Innsbruck (Tirol), errichtet 1971 bis 1980 von Josef Lackner, steht als selbstbewusster Solitär in einer städtischen Randzone. Jenseits der architektonischen Qualitäten entwickelte Lackner eines der wichtigsten Schulkonzepte in Österreich, indem er das kommunikative Konzept der Hallenschule zu einer innovativen räumlichen Organisation weiterführte, in der eine großzügige Raumstruktur mit Wegen, Plätzen und Freizeitbereichen für eine soziale Durchmischung und gleichzeitige Separierung von Aktivitäten sorgt. In den Untergeschoßen befinden sich die Areale für Kommunikation und Sport, während darüber eine konzentrierte Raumfolge von Klassenräumen situiert ist. Die spezifische Konstruktion ermöglicht eine großzügige Belichtung mit Tageslicht in allen Bereichen.

Zur Bedeutung der Schulen der Nachkriegszeit

Österreichs Schulbauten der Nachkriegszeit sind architektonisch höchst interessant, sei es die funktionalistische Ökonomie des Tiroler Baus, seien es die brutalistischen Formen in der Steiermark oder im Burgenland. Es sind die architektonischen Raffinessen, die die künstlerische Bedeutung ausmachen. Alle vorgestellten Schulen dokumentieren die pädagogische Schulreform der 1960er- bis 1970er-Jahre in Österreich und sind daher ebenso von geschichtlicher wie von kultureller Bedeutung. An ihrer Architektur ist der Einfluss moderner pädagogischer Erkenntnisse wie die Abkehr vom ausschließlichen Frontalunterricht ablesbar.

Die (Schul-)Bauten dieser Periode werden nach 50 Jahren Bestand zuweilen angezweifelt, entsprechen sie doch oft keiner zeitgenössischen Ästhetik und weisen keine zeitgemäße Energiebilanz auf. Vielerorts stehen den Schulen der Nachkriegszeit Renovierungen, Anpassungen oder überhaupt Neuplanungen bevor. Von den hier erwähnten Beispielen wurden die Weizer Neue Mittelschule und die Innsbrucker Ursulinen-Schule bereits denkmalgerecht restauriert. Es muss also kein Neubau sein! Die Frage nach der Erhaltung bleibt wohl eine der Vermittlung der Denkmalwerte und der Nachhaltigkeit.

[Mag. Sabine Weigl ist Mitarbeiterin in der Abteilung für Inventarisierung und Denkmalforschung im Bundesdenkmalamt.](#)



Ursulinen-Schule Innsbruck, Tirol, 1971 bis 1980 errichtet von Josef Lackner © Günther Wett



Blick in die Aula, Neue Mittelschule Weiz, Steiermark © BDA, Foto: Sabine Weigl



Besteigen des Rauchfangs
© Andrea Fraiss

Für die Erbauung, den Schutz und die Renovierung historischer Denkmäler ist die Meisterschaft des Handwerks unabdingbar. Dass dieses nicht „von gestern“ ist, sondern den Sprung ins 21. Jahrhundert bewältigt hat, stellt **Denkmal heute** anhand unterschiedlicher Gewerbe vor. Den Anfang machen die Rauchfangkehrer – sie stehen schließlich auch am Jahresbeginn als Glücksbringer für unsere Wünsche an die Zukunft.



Besteigen des Rauchfangs © Andrea Fraiss

Beschliefen

Traditionelles Handwerk

Vom Beschliefen und Patschokieren: Verborgenes Wissen in den Kaminen

Maria Walcher, Heidrun Bichler-Ripfel

Patschokieren

Mit dem UNESCO-Übereinkommen zur Erhaltung des immateriellen Kulturerbes hat sich seit 2003 die Wahrnehmung von überliefertem Wissen und Können weltweit grundsätzlich verändert. Dieser Völkerrechtsvertrag kann mit Fug und Recht als Zwilling des bereits seit 1972 etablierten „Welt-erbes“ bezeichnet werden, denn er stellt den materiellen Gütern die immateriellen Werte – mündliche Überlieferung, gesellschaftliche Rituale und Bräuche, Praktiken im Umgang mit der Natur und dem Universum sowie handwerkliche Techniken – ergänzend zur Seite.

Zum vielleicht nicht alltäglichen, durchaus aber bekannten Handwerk gehört in einem Land wie Österreich, wo Heizen naturgemäß eine wichtige Rolle spielt, das Rauchfangkehren. Kachelöfen, Schwedenöfchen, beheizbare Herde und offene Kamine finden sich schließlich in vielen Haushalten. Ob restauriert oder neu gebaut, sind sie gemüthlicher Rückzugsort, Statussymbol und nicht zuletzt eine vom öffentlichen Netz unabhängige Wärmequelle. Wartung und Reinigung all dieser traditionellen Heizsysteme obliegen seit Jahrhunderten der Rauchfangkehrerzunft, von historischen Pracht- und Funktionsbauten bis hin zu zeitgenössischen öffentlichen oder privaten Bauwerken. Was allerdings genau in den jeweiligen Kaminen zu geschehen hat, ob überlieferte Techniken noch im Gebrauch sind oder durch neue Verfahren ersetzt wurden, wissen wohl die wenigsten. Schon die gefürchtete Begegnung mit Ruß verhindert vermutlich eine nähere Begegnung mit der Materie.

Historische Techniken – bis heute essenziell

Mit der Eintragung von „Beschliefen, Patschokieren, Kehren und kontrolliertem Ausbrennen von Rauchfängen“ in das österreichische Verzeichnis des immateriellen Kulturerbes erregte das Handwerk 2019 nicht nur mediales Interesse. Bilder wie beispielsweise vom Besteigen – dem „Beschliefen“ – eines Rauchfangs provozierten Fragen nach der Notwendigkeit und aktuellen Bedeutung dieser Tätigkeit. Ist Rauchfangkehren noch zeitgemäß? Gäbe es nicht ungefährlichere und einfachere Methoden?

Dazu berichtet Andrea Fraiss, Rauchfangkehrermeisterin in Aflenz, aus ihrem Berufsleben: „Das Beschliefen der Rauchfänge war früher gang und gäbe. Mittlerweile ist es aber natürlich auch eine Preisfrage und eine Frage der technischen Möglichkeit, die Reinigung anderweitig durchzuführen. Noch immer gibt es aber Situationen, wo man nicht



Beschlossener Kamin © Andrea Fraiss

Historisches

„Zu Zeiten meines Vaters war es noch so: Wenn er mit dem Meister oder Gesellen unterwegs war, hat man den Bartwisch, einen kleinen Handbesen, oben beim Rauchfang rausschmeißen oder zumindest oben beim Rauchfang rauswinken müssen, damit der Meister oder auch der Hausherr gesehen hat, dass die Arbeit wirklich gemacht wurde, dass wirklich bis oben gereinigt wurde.“

„Damals haben sich Rauchfangkehrer zum Reinigen sehr häufig mit dem behelfen müssen, was vor Ort war. Reisig gab es zwar überall, aber viele Reisigbesen waren viel zu kurz und hatten nicht die Länge, die heutzutage Stoßer haben.“

Rauchfangkehrermeisterin Andrea Fraiss



Reinigen mit der Schlieferbürste © Andrea Fraiss

reich zu einem gemeinsamen Rauchfang. Für die Wartung brauchte es verstärkt Fachleute. So begann sich ein neues Gewerbe zu etablieren, das Beschließen ist seither Bestandteil der regulären Ausbildung der Rauchfangkehrerinnen und Rauchfangkehrer.

Unverzichtbares Erfahrungswissen

Wie aber besteigt und reinigt man die engen, senkrechten Kamine? Der Einstieg in den Rauchfang erfolgt meist von unten durch die Einstiegstüre. Dabei stützt sich der Rauchfangkehrer bzw. die Rauchfangkehrerin mit Armen und Beinen ab, um sich dann in der sogenannten Halbschritt- bzw. Diagonalschritttechnik an den Rauchfangwänden hochzuschieben. Beim Aufstieg werden zwei Seiten des Rauchfangs gekehrt, beim Abstieg die restlichen zwei. Kehrung und Reinigung erfolgen mittels Rutenbesens und Schereisens durch Abschleifen des Pech- und Rußbelags. Vor allem durch Heizfehler entstehende Pechablagerungen, die sich mit gewöhnlichem Kehrmaterial nicht entfernen lassen, werden mit der Technik des Ausbrennens eliminiert. Dazu wird der Pechbelag mit einer langflammigen Zündquelle kontrolliert zum Abbrand gebracht. Aufgrund der Gefährlichkeit ist dafür viel Erfahrungswissen nötig.

„Das Ausbrennen hat man früher mit in Öl getränkten Fetzen oder mit Strohballen gemacht“, erinnert sich Rauchfangkehrermeisterin Fraiss an Erzählungen ihres Vaters, von dem sie 2005 den Betrieb übernahm. Mittlerweile werden Gasflaschen mit einem Gasbrenner zum kontrollierten Ausbrennen eingesetzt. Im Falle von stark anhaftendem Pechbelag – dem „Glanzruß“ – kommt die Technik des „Patschokierens“ zum Einsatz. Dabei wird ein dickflüssiges Gemisch aus Lehm, Viehsalz, Holzasche und Tierborsten gut deckend aufgetragen. Nach einigen Tagen lässt sich damit der schädliche Belag leichter abkratzen.

Wesentlich für die Erhaltung materieller Kulturgüter

Was die Inanspruchnahme dieser Techniken in der Gegenwart betrifft, überraschen die statistischen Zahlen: Insgesamt ist in Österreich nur etwa ein Prozent aller Rauchfänge schließbar. Davon rund 30 Prozent können ausschließlich durch das Beschließen professionell gekehrt und gereinigt werden. Das klingt nach einer vernachlässigbaren Menge. Allerdings befinden sich die meisten dieser Rauchfänge in bedeutenden historischen Gebäuden, die regelmäßiger Betreuung bedürfen. Dazu gehören so wie die Propstei Aflenz zahlreiche Stifte und Klöster im ganzen Land. Gerade die Welterbestätten Salzburg, Graz und Wien verfügen über zahlreiche entsprechende Gebäude, besonders erwähnenswert diesbezüglich das Schloss Schönbrunn mit seinen auffallend vielen schließbaren Rauchfängen. Als einzigartig gilt die sogenannte Rö-

merheizung in der Großen Orangerie, erbaut in der Zeit von Maria Theresia und bis heute in Betrieb. Es handelt sich dabei um ein raffiniertes Fußbodenheizsystem, bei dem meterlange Rauchkanäle immer wieder in schließbare Fänge münden.

Das tradierte Handwerk der Rauchfangkehrerinnen und Rauchfangkehrer ist so ein lebendiges Beispiel für die Weitergabe von Erfahrungswissen zur Erhaltung von materiellen Kulturgütern in ihrer Form und Funktionalität.

Prof. Mag. Maria Walcher ist Kulturvermittlerin und Expertin für Immaterielles Kulturerbe. Die Betonung des Stellenwerts von Erfahrungswissen und einer gelungenen Weitergabe desselben an die nächsten Generationen sind wesentliche Anliegen.

DI Heidrun Bichler-Ripfel ist Leiterin des Instituts für angewandte Gewerbeforschung (IAGF). Die Zukunftsfähigkeit und Weiterentwicklung von Gewerbe und Handwerk sind Arbeitsschwerpunkte.

Reinigen mit der Schlieferbürste im Rauchfang © Andrea Fraiss



Skurriles und Seltenes

„Das kommt vielleicht ein bis zwei Mal in einem ganzen Rauchfangkehrerleben vor: Wenn man das Einstiegstürl oder Kehrtürl öffnet, man mit zwei großen Augen angesehen wird. Ein Käuzchen ist in den Rauchfang gefallen und der Rauchfangkehrer wird zum Käuzchen-Retter.“

Rauchfangkehrermeisterin Andrea Fraiss

darum herkommt und eine Abgasanlage oder Teile davon zur Begutachtung und Reinigung ‚beschlossen‘ werden müssen, zum Beispiel, weil dort besonders starke Ablagerungen vorhanden sind. Vor allem bei alten Öfen, die wieder revitalisiert werden, ist es ganz wichtig hineinzusteigen, um den Zustand des Rauchfangs tatsächlich beurteilen zu können.“

Das Reinigen des Rauchfangs war stets essenziell. Denn ein verstopfter oder schlecht ziehender Ofen löste Frustration, Unbehagen oder Angst aus. Vom Funktionieren des Kamins hing die Zubereitung der Speisen ebenso ab wie die notwendige Wärme im Haus; bedrohlich war vor allem ein Rauchfang- oder Hausbrand. So wurde die Feuerstelle, Zentrum jedes Hausstandes, zum einen wegen ihrer Nützlichkeit, vor allem aber wegen der damit verbundenen Gefahren sorgsam gehütet und gepflegt. Häufige Rauchfangbrände, die Häuser und ganze Stadtteile vernichteten, bestätigten die Wichtigkeit einer sorgfältigen Kehrung und Reinigung.

Die Entstehungsgeschichte des österreichischen Rauchfangkehrerhandwerks ist eng mit dem Brandschutz verbunden. Unter dem Einfluss italienischer Baumeister wurden vom 14. bis zum 17. Jahrhundert in Städten vermehrt mehrstöckige Häuser mit schließbaren Rauchfängen aus Ziegeln und Stein errichtet. Diese mussten nicht mehr ausschließlich senkrecht sein, sie konnten schräg oder teilweise waagrecht gebaut werden. Die Höhe der Häuser ermöglichte die Zusammenführung mehrerer Rauchfänge im Dachbodenbe-

RENOVIERUNG & SANIERUNG



PROFI PORETEC NHL-KALKSYSTEM

ERFOLGREICH EINGESETZT SEIT ÜBER 30 JAHREN!

BESONDERS GEEIGNET IM BEREICH DER DENKMALPFLEGE

- ✓ Geprüft durch die MA 39
- ✓ Rein natürliche hydraulische Bindemittel
- ✓ Schimmelhemmende und antibakterielle Wirkung
- ✓ Feuchtigkeitsregulierend
- ✓ Zementfreie, hydrophile Produkte





Elvira Franta: „Fiaker mit den Schildern ‚Ausser Dienst‘ und ‚Bewegungsfahrt‘. Ein sehr trauriger Anblick, eines unserer großartigsten Wahrzeichen ohne Gäste zu sehen.“



Reinhard Beilner: „Social Distancing auf der Bank.“

Gregor Rührer: „Wer ist Herr Josef? Eine Gliederpuppe, die bis zum Beginn der Corona-Krise ein verstaubtes Leben im Wohnzimmerregal führte. Herr Josef ist dem Virus sehr dankbar. Herr Josef darf jetzt nämlich sehr viel in der Wohnung unternehmen.“



Wien Museum

Sammeln in Zeiten der Corona-Krise – Alltag und Gedächtnis

Christoph Bazil



Matti Bunzl

Das neuartige Coronavirus hat uns eine Krise beschert, die zu einem radikalen Bruch in unserem Leben führte. Wie das Wien Museum als zentraler Objekt- und Wissensspeicher der Stadt darauf reagiert, darüber sprach der Präsident des Bundesdenkmalamtes mit Matti Bunzl. Nach Jahrzehnten des Studiums und der Lehre in den USA ist er seit 2015 Direktor des Wien Museums.

Christoph Bazil: Auf ORF.at habe ich von Ihrem Aufruf gelesen, dem Wien Museum auf digitalem Weg Fotos von Alltagsgegenständen zu senden, die den radikalen Bruch unseres Lebens durch Corona dokumentieren. Wie ist der Rücklauf, haben Sie bereits viele Zusendungen erhalten?

Matti Bunzl: Die Reaktion ist überwältigend. Wir haben den Aufruf am 25. März publiziert. Seitdem sind über 1500 Einsendungen eingetroffen. Über 150 davon sind auch auf unserer Webseite zu sehen (www.wienmuseum.at/de/corona-sammlungsprojekt).



Walter Kuhn: „Spontan über Facebook verabredeter Sonntags-Frühshoppen mit Bier und Sekt am 29.3.2020 im Innenhof des Wohnhauses, streng auf Social Distancing achtend.“



Gustav Macek: „Am 13.3. noch Bilder von der Bühne. Dann schrie die Feuerwehr ‚Eisen!‘ und der Vorhang hob sich für lange Zeit nicht mehr.“

Wenn es um das kulturelle Erbe und die Identität geht, werden zumeist die „großen“ Denkmale genannt, hierzulande ist es das Schloss Schönbrunn oder die Salzburger Altstadt. Tatsächlich bestimmen unseren Alltag aber viele einfache Gegenstände wie Straßenmöblierungen oder – in unserer Jugend – der Commodore64, die im Zuge eines ständigen Wandels auftauchen und oft auch wieder spurlos verschwinden. Als Bundesdenkmalamt können wir diese Dinge in der Regel nicht schützen. Andererseits ist es eine denkmalpflegerische Binsenweisheit, dass das weniger Beachtete oft stärker des Schutzes bedarf als das von allen Geschätzte. Dem Wien Museum geht es hier anders: Sie haben sogar explizit den Auftrag, sich um das weniger Beachtete zu kümmern?

Genauso ist es. Als Objekt- und Wissensspeicher der Stadt kommt uns da eine zentrale Rolle zu. Konkret geht es in diesem Fall darum, kommenden Generationen zu vermitteln, was die Corona-Krise für Wien bedeutet hat. Digitale Formate kommen und gehen, Objekte aber überdauern (vor allem, wenn sie in einer museologischen Sammlung konservatorisch betreut werden). Daher haben wir die Wiener und Wienerinnen um ihre Mithilfe gebeten. Im ersten Schritt suchen wir Fotos von Dingen, die ihren neuen privaten oder beruflichen Alltag in Zeiten von Corona begleiten. Im zweiten Schritt übernehmen wir eine Auswahl der vorgeschlagenen Objekte in die Sammlung der Stadt Wien.

Im Denkmalschutz wird oft von einem „Fenster in die Vergangenheit“ gesprochen, davon, dass das Denkmal uns „erzählt“, wie es früher war. In Robert Musils Roman „Mann ohne Eigenschaften“ schwärmt General Stumm von Bordwehr von der Geschichte: Sie zeige die Vergangenheit in so schön klar geordneter Abfolge, während Gegenwart und Zukunft unübersichtlich seien. Sammeln Sie also jetzt, in dieser besonders unübersichtlichen Gegenwart, damit wir in Zukunft diese Vergangenheit schön klar geordnet sehen können?

Geschichte lässt sich immer erst im Nachhinein schreiben. Was wir jetzt aber kontrollieren können, sind die Materialien, die zukünftigen Generationen zur Verfügung stehen. Wir versuchen heute, einen Korpus zusammenzustellen, von dem wir glauben, dass er morgen für die Kindeskinde unserer Kindeskinde nützlich sein könnte, um die Vergangenheit ihrer Stadt zu verstehen.

Dr. Christoph Bazil ist Präsident des Bundesdenkmalamtes.

Herbert Unger: „wir schaffen es! Geschrieben auf einer Corona Baujahr 1922“



Das Wien Museum bittet um Zusendung von Fotografien an die E-Mail-Adresse wien2020@wienmuseum.com; nähere Informationen finden Sie unter www.wienmuseum.at/de/corona-sammlungsprojekt.

TAG DES DENKMALS

bauen und bilden



2020

27. September

www.tagdesdenkmals.at

Die Gipsmodell-sammlung in der Wiener Hofburg

Susanne Beseler

Im vormaligen kaiserlichen Weinkeller im Leopoldinischen Trakt der Wiener Hofburg schlummert ein unbekannter Schatz. Einblicke in den unvergleichlichen Sammlungsbestand originaler Gipsmodelle der Ringstraßenbauten bekamen Mitglieder der Österreichischen Gesellschaft der Denkmalfreunde bei einer Führung am 27. Februar 2020.



Blick in die Gipsmodellsammlung © Susanne Beseler

Bildhauervorlagen, Architekturentwürfe und Entwürfe für Einzeldenkmale, maßstäbliche Ausführungsmodelle für Wettbewerbsbeteiligungen sowie Arbeitsvorlagen für die Umsetzung in Stein und Bronze: In den Kellergeschoßen des Leopoldinischen Traktes der Wiener Hofburg lagern Originalentwürfe namhafter Künstler und Architekten in Form unterschiedlichster Gipsmodelle, entstanden fast ausschließlich im Zuge des Wiener Ringstraßenbaus zwischen 1858 und 1916.

Der Sammlungsbestand dieser rund 1000 Objekte, die bei Weitem noch nicht alle zugeordnet werden konnten, geht auf die



Jubiläums-Gewerbe-Ausstellung 1888 in der Wiener Rotunde zurück. Damals forderte das für die Ringstraßenbauten zuständige Hochbaukomitee von den Künstlern erstmals einen Teil der Entwürfe und Vorlagen an und lagerte sie ein. Viele Jahrzehnte in Vergessenheit geraten, vernachlässigt und unsachgemäß deponiert, konnte das Bundesdenkmalamt den Totalverlust durch „Entsorgung“ in den 1920er-Jahren verhindern.

Nach unfruchtbaren Diskussionen, den Objekten ein eigenes Museum zu widmen, gelangte die inzwischen durch einzelne Künstlernachlässe erweiterte Sammlung in den 1930er-Jahren in die Keller der Hofburg. Auch hier blieb die Sammlung viele Jahrzehnte ohne Beachtung, bis eine Ausstellung 1990 einige Objekte zeigte und das Interesse am Gesamtbestand weckte.

Seit mehreren Jahrzehnten versucht nun die Burghauptmannschaft Österreich als zuständige Eigentümerin, die konservatorische Situation der durch die lange, teilweise auch heute noch unsachgemäße Lagerung geschädigten Objekte durch gezielte Eingriffe zu verbessern.

Durch Umlagerungen, wiederkehrende Reinigungen, Not-sicherungen und konservatorische Interventionen soll die Depotsituation allmählich so verbessert werden, dass zum einen die Lagerung des Sammlungsbestandes den aktuellen Anforderungen annähernd entspricht und dieser zum anderen im Kontext seiner bewegten Geschichte gezeigt werden kann. Einzelrestaurierungen, durch stetige Leihanfragen nicht immer unumgänglich, werden möglichst ausgeschlossen oder nur unter Berücksichtigung des Gesamtbestandes ausgeführt.

In den vergangenen Jahren ist dieses Vorhaben leider wegen fehlender Gelder ins Stocken geraten. Dabei ist das öffentliche Interesse groß: Am Tag des Denkmals kommen alljährlich viele hunderte Besucherinnen und Besucher zu den Führungen in den vormaligen Weinkeller. Eine Förderung zur weiteren Erhaltung dieses einmaligen Zeitzeugnisses wäre wünschenswert.

Susanne Beseler ist Dipl.-Restauratorin für Stein, Stuck, Terrakotta und Architekturoberfläche, freiberuflich mit dem Schwerpunkt auf Untersuchung, Planung und Konzepterstellung in Wien tätig.



Werden Sie Denkmalfreund

Helfen Sie uns, damit wir gemeinsam unseren Beitrag zur Bewahrung des reichen kulturellen Erbes in Österreich auch in Zukunft leisten können. Werden Sie Mitglied der Österreichischen Gesellschaft der Denkmalfreunde und erhalten Sie zweimal jährlich das von der Österreichischen Gesellschaft der Denkmalfreunde herausgegebene Magazin.



Weitere Informationen finden Sie auf der Website denkmalfreunde.com

Beitritt als ordentliches Mitglied

Ich interessiere mich für die Tätigkeit der Österreichischen Gesellschaft der Denkmalfreunde und würde gerne als ordentliches Mitglied beitreten.

- Mitgliedsbeitrag 50 Euro
- Förderer 400 Euro
- Firmenmitgliedschaft 800 Euro

Abonnementbestellung

Ich abonniere **Denkmal heute** zum Preis von 15 Euro p.A.

Vorname

Nachname

Adresse

Telefon

E-Mail

Datum

Unterschrift

Der Schutz Ihrer persönlichen Daten ist uns ein besonderes Anliegen. Wir verarbeiten Ihre Daten daher ausschließlich auf Grundlage der gesetzlichen Bestimmungen (DSGVO, TKG 2003).

Bitte ausgefüllt senden an

Österreichische Gesellschaft der Denkmalfreunde
Schwarzenbergplatz 4
1031 Wien

Kontakt

Generalsekretärin Christa M. Pinz
Tel.: +43 676 604 98 28
generalsekretariat@denkmalfreunde.com

DENKMALFREUNDE

Vorschau



Kartause
Mauerbach

© BDA



Kurhaus
am Semmering

© OeNB



Eiserner
Aufzug

© BDA

Impressum

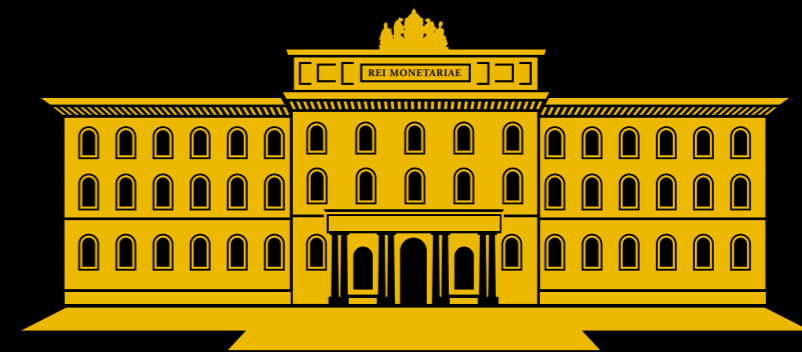
Herausgeberin: Österreichische Gesellschaft der Denkmalfreunde, Schwarzenbergplatz 4, 1031 Wien
Chefredaktion: Annette Ahrens, BA
Redaktion: Mag. Christiane Beisl, redaktion@bda.gv.at
Fotoredaktion: Mag. Florian Leitner M.Sc. und Gabriele Roithner
Coverfoto: Alexander de Goederen mit seinem Porträt. Foto: Bettina Neubauer-Pregl
Grafik: Studio Corsaro, Miriam Hiltz, studio@corsaro.at
Lektorat: scriptophil. die textagentur, office@scriptophil.at
Illustration: Lisa Scherzer, mail@liillustrat.at
Druck: bienenstark e.U., office@bienenstark-wp.at
Anzeigen: Agentur Wall, Dr. Johanna Wall, office@agenturwall.com

Druckfehler und Irrtümer sowie kurzfristige Änderungen vorbehalten. Alle Angaben ohne Gewähr.
Gerichtsstand ist für beide Teile Wien. Es gilt österreichisches Recht.

Wenn Sie **Denkmal heute** zum Preis von 15 Euro für ein Jahr abonnieren möchten, schicken Sie bitte eine E-Mail an: Christa M. Pinz, Generalsekretärin, Österreichische Gesellschaft der Denkmalfreunde, Schwarzenbergplatz 4, 1031 Wien, Tel.: +43 676 604 98 28, E-Mail: generalsekretariat@denkmalfreunde.com
www.denkmalfreunde.com

Sie wollen Ihr Gold sicher lagern? Das GoldDepot der Münze Österreich.

Ihre Anlage in Gold ist sicher. Die Tresorräume der Münze Österreich sind es ebenso. Und genau dort können Sie ab sofort Ihr bei der Münze Österreich zukünftig gekauftes Gold einlagern. Sicher und versichert. Gleichzeitig bleiben Sie flexibel und können direkt auf Ihre Goldanlage zugreifen. Ihr übersichtliches Online-Kundenkonto bietet Ihnen dabei Transparenz und viel Komfort. Mehr Informationen finden Sie auf muenzeoesterreich.at/anlegen/golddepot.



GOLD DEPOT

MÜNZE ÖSTERREICH

DOROTHEUM

SEIT 1707

Willkommen in einem der größten Auktionshäuser der Welt
700 Auktionen, 40 Sparten, 100 Experten,
mehr als 300 Jahre Erfahrung

Palais Dorotheum, Wien
Tel. +43-1-515 60-570

Dorotheum International
Düsseldorf, München, Mailand, Rom, Brüssel, London, Paris, Prag, Tel Aviv
www.dorotheum.com

